

26. 9. 1925



Ostdeutsche Monatshefte

Herausgeber: Carl Lange, Oliva bei Danzig

6. Jahrg.

September 1925

Hefst 6

6. Heimatheft



SPUNKE

Verlag: Georg Stille, Berlin NW 7

Preise: 1.25 Goldmark, für Danzig 1.60 Danziger Gulden

für Poln. Oberschlesien 1.75 Goldfranken

Louis Schröder

Danzig, Große Scharnacherstraße Nr. 3

Telefon 1658

(gegenüber Potrykus & Fuchs)

Telefon 1658

Kunsthandlung

468]

Große Auswahl in

Ölgemälden / Radierungen

gerahmten und ungerahmten Bildern / Stilgerechte Einrahmungen

Glashandlung / Bau- und Kunstglaserei

— Ausführung sämtlicher Glaserarbeiten —



Standard

Phoenix

der

deutsche

Tennis-Turnier-Ball

Harburger Gummiwaren-Fabrik

Phoenix A.G.

Harburg-Elbe

[479]

Ostdeutsche Monatshefte

Blätter des „Deutschen Heimatbundes Danzig“ und der „Deutschen Gesellschaften für Kunst und Wissenschaft in Polen“

Herausgeber: Carl Lange, Oliva bei Danzig

6. Jahrg.

September 1925

Nr. 6

Die deutschkundlichen Wochen in Danzig*)

Von Hermann Strunk

Als ich nach der gewaltsamen Abtrennung Danzigs vom Mutterlande dem Deutschen Heimatbund den Plan vorlegte, alljährlich eine deutschkundliche Woche zu veranstalten, leitete mich dabei der Gedanke, daß die Tätigkeit dieser deutschen Kulturvereinigung und der vielen anderen deutschen Vereine eines weithin sichtbaren Höhepunktes bedürfe. Einmal im Jahre sollte sich die deutsche Bevölkerung ihrer deutschen Art und ihres unzerstörbaren Zusammenhangs mit dem Gesamtdeutschthum dadurch bewußt werden, daß sie sich in Selbstbesinnung und in ernster wissenschaftlicher oder künstlerischer Arbeit unter dem Gedanken der deutschen Kultureinheit sammelte. Ich weiß wohl, daß mit Volkskunde, Geschichte und Sprachwissenschaft das deutsche Volk nicht erneuert wird, aber ich glaube, daß diese kulturelle Atmosphäre mit zu den Voraussetzungen einer Erneuerung, eines Aufbaus gehört. Alles Agitatorische bleibt dieser Feierwoche fern. Die Anforderungen, die bisher durch Vorträge, Führungen, Ausstellungen, Bühnenveranstaltungen an Zeit, Aufwand und Geistesarbeit der Teilnehmer gestellt wurden, waren nicht gering, sie können aber nicht gemindert werden, wenn nicht die Einrichtung an Wirkungskraft und Bildungswert Einbuße erleiden und für die wissenschaftliche Forschung bedeutungslos werden soll. Als Mitveranstalterin trat dreimal die Deutschkundliche Gesellschaft, mit der der Deutsche Heimatbund in Arbeitsgemeinschaft steht, helfend zur Seite.

Der Gedanke, deutschkundliche Wochen zu veranstalten, ist nicht neu, sind sie doch verschiedentlich auch vom Berliner Zentralinstitut für Erziehung und Unterricht, von der Gesellschaft für deutsche Bildung, von Hochschulen und Städten durchgeführt, sie haben aber für unser, in seinem angestammten deutschen Wesen bedrohtes

*) Wir machen auf die Sonderhefte über Danzig (I, 3; II, 2; III, 7; IV, 5; V, 6) besonders aufmerksam.

Danzig eine besondere nationale Bedeutung, zumal sich die Einwirkung nicht auf Danzig beschränkt, sondern auf das gesamte untere Weichselgebiet mit erstreckt.

Der Erfolg hängt nicht allein von der Zahl der Teilnehmer ab, die sich mehr oder minder zahlreich um den Kerngedanken dieser Herbstwoche sammeln, sondern richtet sich vor allem nach der Wirkung auf das geistige Leben und auf die nationale Haltung. Und diese Einwirkung ist dank dem Verständnis und Wohlwollen der deutschen Presse, die das vor Hunderten gesprochene Wort zehntausendfach verstärkte, stark und dauernd gewesen, vornehmlich die der vorjährigen Tagung, die der deutschen Dichtung gewidmet war. Die ersten drei deutschkundlichen Wochen wurden von den Leitgedanken: deutsche Volkskunde, deutsche Sprache, deutsche bildende Kunst beherrscht, während die diesjährige sich dem Verhältnisse des deutschen Menschen zur Natur und Landschaft zuwendet. Die Tagungsgedanken wurden alljährlich in willkommener Weise durch eine heimatliche Sondernummer der Ostdeutschen Monatshefte verstärkt, in der einschlägige Beiträge über Natur und Geisteswelt das jeweilige Leitmotiv weiter ausführten. Durch die Herausgabe der Heimatblätter des Deutschen Heimatbundes ist nunmehr auch die Möglichkeit geschaffen, geeignete Vorträge im Druck erscheinen zu lassen und weithin zu verbreiten.

Eine besondere Bedeutung haben solche Veranstaltungen für die Danziger und ostmärkische Lehrerschaft, die viel von den reichen Anregungen entbehren muß, die den Lehrern im Deutschen Reiche und in Deutsch-Oesterreich aus der ungehemmten Kulturarbeit des großen geschlossenen Volkskörpers zuströmen. Unsere Lehrerschaft wird gerade aus unseren deutschkundlichen Wochen Gewinn schöpfen können, will doch die neue wissenschaftliche Betrachtungsweise, die sich Deutschkunde nennt, Sprache, Literatur, Philosophie, Kunst, Geschichte, Wirtschaft, Recht und Volkstum umfassen und unter den einigenden Gesichtspunkt der Deutschheit stellen. Dabei weise ich den Gedanken von mir, daß etwa die Wissenschaft der Deutschkunde aus den vielfältigen Lebensäußerungen des deutschen Volkes eine „reine Deutschheit“ im Sinne der Romantiker schaffen könnte oder wollte. Wer aber muß sich mehr als der deutsche Grenzlandlehrer darum liebend bemühen, wie sich das deutsche Volk im Verlaufe geschichtlicher Entwicklung in allen Ausstrahlungen seiner Kulturgemeinschaft mit dem ganzen Reichtum an Abtönungen und Uebergängen gezeigt hat, und wie alle Züge und Farben, die sein ehrwürdiges Antlitz jetzt trägt, zu deuten sind.

Als Vortragende während den deutschkundlichen Wochen seien bei Ablauf des ersten Lustrums in dankbarem Gedenken genannt: die verstorbenen Mitarbeiter P. Gehrke, H. Loebner, A. Matthaei,

E. Petersen, Elisabeth Lemke und K. Reuschel aus Dresden, sodann von unseren engeren Heimatfreunden: P. Abramowski, F. Braun, H. Bertram, W. La Baume, C. Bechler, A. Carsten, E. Carstenn, F. Fischer, G. Frotscher, H. Henning, O. Kloeppel, E. Klinkott, E. Kerßer, H. Lüttschwager, C. Łakowicz, W. Mannowsky, H. Mahlau, Johannes



Dr. Hermann Strunk
Kultussenator der Freien Stadt Danzig
Vorsitzender des Deutschen Heimatbundes Danzig

Müller, Karl Eugen Müller, H. Merz, H. G. Mannhardt, A. Predeek, H. Pleps, F. Schwarz, M. Schemke, A. Schmidt, W. Wangerin und G. Wagner, und von auswärts: Drach, Th. Lenschau, G. Roethe, W. Schoenichen, H. Solger aus Berlin, W. Borchling aus Hamburg, Paul Enderling aus Stuttgart, Geißler aus Halle, Max Halbe aus München, B. Schmid aus Marienburg, B. Wilm aus Deutsch- Eylau, Ranke, Speiser und W. Ziesemer aus Königsberg.

Welche Zukunft den deutschkundlichen Wochen bestimmt sein wird, vermögen wir nicht vorauszusagen. Wenn die guten Wünsche, die in vielen Herzen für sie gehext werden, in Erfüllung gehen, werden sie immer mehr das werden, wozu sie bestimmt sind: Marksteine in der Entwicklung des deutschen Geisteslebens und der deutschen Kunst Danzigs und der angrenzenden Ostmark, Zeugnis und Bekennntnis für unser Deutschtum und für unsere Sprach-, Kultur- und Blutgemeinschaft mit dem gesamten Volksdeutschtum, trostvoller Zuspruch für viele, die im Tageskampfe nach der Erhebung zu den hohen Idealen unserer Volkszukunft verlangen.

Die geologischen Grundlagen des ostdeutschen Landschaftsbildes

Von Dr. Walther Bayreuther

Den majestätischen Zug im Landschaftsbilde der Alpen wird jeder Naturfreund empfinden, mag er auch noch so naiv den geologischen Kräften gegenüberstehen, denen dieses Gebirge seine Auftaltung verdankt. Aber trotz aller Begeisterung für die Natur bleibt ihm die Schönheit der ostdeutschen Landschaft bis zu einem wesentlichen Grade verschlossen, kommt ihm nicht jener heroische Charakter zum Bewußtsein, den die Landschaften unseres Ostens infolge der schöpferischen Tätigkeit gewaltiger Naturkräfte besitzen. Mag die Gletscherwelt der Alpen den Wanderer in ihren Bann ziehen, großartiger waren — bei aller Ähnlichkeit — die Vorgänge, die während der Eiszeit in unserer Heimat die Grundlagen des Landschaftsbildes schufen. Nur im Binneneise von Grönland, Island, der Antarktis sind gegenwärtig noch Kräfte von gleichem gigantischen Ausmaß wie damals in Ostdeutschland am Werke. Wandert man durch unsere heimatliche Landschaft, dann muß man sich diese Eriesen vor sein geistiges Auge zaubern, wie sie vom Untergrunde Skandinaviens, Finnlands und der Ostsee große Blöcke (Geschiebe), ja quadratkilometergroße Schollen (z. B. die Insel Upalten im Mauersee, den Gollenberg bei Köslin) losrißen, wie sie den harten Granit und Kalkstein des Untergrundes zu kalkhaltigem Lehm- und Steinbrei (Geschiebemergel) zerquetschten und dieses Produkt der mechanischen Zerkleinerung nach Norddeutschland schleptten. Ein Gebiet von annähernd sechs Millionen Quadratkilometer nahmen sie in Besitz. Sie kneteten das Moränenmaterial zu langgestreckten Höhenzügen, formten runde Kuppen, zogen mit ihren Riesenfingern tiefe Seenfurchen und breite Stromtäler. Mehrfach gelang es der Sonne mit ihren Strahlen die Söhne des

Bild 1. Blick auf die Endmoränenlandschaft der Mährener Höhe östlich von Marienwerder
phot. Dr. Müller



Nordlands aus Deutschland zu vertreiben. Jahrtausende hindurch herrschte dann wieder unser gegenwärtiges Klima (Interglazialzeiten). Dann kam aber das Eis im Norden aufs Neue in Bewegung (Glazialzeit) und begrub das früher aufgeschüttete Relief mit seiner interglazialen Pflanzenwelt unter sich. Doch wurde der Herrschaftsbereich des Binneneises mit jedem Vorstoß kleiner. Der Eisrand der letzten Vereisung machte auf der Linie Posen—Magdeburg Halt. So sind denn in unserer Heimat die unmittelbar durch die oberflächengestaltende Tätigkeit des Eises geschaffenen Oberflächenformen noch jugendfrisch und deshalb landschaftlich ungemein ausdrucksvooll erhalten. Ganz anders zwischen Posen und den Sudeten! Dort fielen diese Landschaftsformen vielfach der Verwachung und Ueberwehung zum Opfer.

Ueberall auf der Erde bildet die Oberflächengestalt die Grundlage der Landschaft, sind es geologische Kräfte, die der Oberfläche den Ausdruck verleihen. Doch ist die restlose Deutung ihres Wirkens in unserer Heimat vorläufig unmöglich, da die 50—200 m mächtige diluviale Decksschicht das Erkennen gerade der in der Erdrinde tätigen (tektonischen) Kräfte stark erschwert. Dieser Uebelstand muß besonders im gegenwärtigen Augenblick empfunden werden. Neuerdings ist nämlich die Einwirkung tektonischer Kräfte auf die Reliefgestaltung der glazialen Auffüllungsgebiete Ostpreußens stark betont worden. Hielt man bisher die großen Landrücken, den Baltischen und den Südlichen Landrücken (Fläming—Trebnitzer Höhen) für reine Auffüllungsformen des Binneneises, so glaubt man neuerdings Auf- und Abwärtsbewegungen einzelner Erdschollen in diluvialer Zeit feststellen zu können. Unregelmäßig hebende Bewegungen sollen den ostpreußischen Landrücken und seine Vorhöhen: die Elbinger Höhen, das Samland, den Stablaack geschaffen, tektonische Senkungen das große Masurische Tal und das Weichseltal betroffen haben. Diese Annahmen überraschen um so mehr, als das Gebiet östlich der Linie Bromberg—Bornholm zur „Russischen Tafel“ gerechnet werden muß, die ihre Bezeichnung von der ungestörten, wahren Ablagerung der Sedimente zahlreicher Meeresüberschlüsse herleitet. Deshalb bedarf die Feststellung, daß die Großformung Ostpreußens das Ergebnis mannigfacher und ungleichmäßiger Krustenbewegungen gewesen ist, noch der Nachprüfung durch lokale Forschungen Tiefbohrungen auf den Hängen der Kernsdorfer Höhen und in der Nähe des Turmbergs trafen noch in 200 m Tiefe Diluvium. Sie beweisen, bis zu welcher Mächtigkeit sich die glazialen Ablagerungen im Bereich der Landrücken aufhäuften. Vordiluviale Schichten, welche hier den Beweis für tektonische Bewegungen geliefert hätten, wurden nicht angetroffen. Von den Großformen des ostdeutschen Reliefs

interessiert hier in diesem Zusammenhange auch die flache Mulde, in der die Weichsel sich zwischen dem Osthessischen und Pommerschen Landrücken nach Norden Bahn brach. Gewiß, diese Mulde wurde bedingt durch eine Einstellung im vordiluvialen Relief. Doch war diese



phot. B. Müller

Bild 2. Der Käffkensee bei Sintkenstein, Westpr. (Rittersee)

„Westpreußische Senke“ nicht tektonisch, sondern durch prä- oder alt-diluviale Ausräumung bedingt. Dafür spricht die wagerechte Lagerung ihres Kreideuntergrunds. Dieser setzt sich in gleicher Lagerung und gleichem Niveau unter den tertiären Sockelgebieten fort, die diese Einstellung buchtförmig im Südosten und Südwesten einrahmen.

Es schimmert hier also unter der Decke der diluvialen Ablagerungen das vordiluviale Relief hervor, eine Erscheinung, die sich im ostdeutschen Flachland z. B. bei den Urstromtälern wiederholt.

Ist die Entstehungsgeschichte der Großformen unserer ostdeutschen Oberflächengestalt noch Gegenstand mannigfacher Kontroversen, so herrscht bei der Deutung des Werdeprozesses jener Kleinformen, die unserer heimatlichen Landschaft den eigentlichen Reiz verleihen, Uebereinstimmung. Sie verdanken der letzten Abschmelzperiode ihre Entstehung. Eisflächen von Quadratkilometer Größe schwanden auf einmal und ließen ihren Inhalt als Grundmoräne auf den Boden sinken. Der Eisrand wich nach Norden zurück. Kälterückfälle unterbrachen die zunehmende Erwärmung des Klimas. Dann gelangte der Eisrand auf seinem Rückzug zum Stillstand, brach auch wohl in das freigewordene Gebiet erneut vor. Da es bei jeder Stillstandslage am Rande des Eises zu Aufpressungen des Untergrundes und Aufschüttung des mitgeschleppten Moränenmaterials kam, gestaltete sich das Relief in den Gegenden, in denen der Eisrand hin- und herschwankte oder in kürzeren Etappen zurückwich, ungemein wechselvoll (Masuren, Kassubische „Schweiz“).

Auch die einzelnen Endmoränenzüge besitzen recht mannigfaltige Gestalt. Bald sind es haken- oder bogenförmige Wallberge, bald lagern sie in breiter Fülle in der Landschaft. Höchst mannigfaltig gestaltete sich ihre Gesteinsbeschaffenheit und als Folge dieser Mannigfaltigkeit auch die Pflanzendecke. Erfolgten am Eisrande Sand-, Kies-, Steinaufschüttungen, bemächtigte sich ihrer bald die rationelle Forstwirtschaft. Wurde durch den einseitig lastenden Druck des Eises am Eisrande der Geschiebemergel des Untergrundes zu Endmoränen aufgestaucht, dann tauchten meistens auf dem Kamm dieser Staumoränen Kiese oder Sande aus dem tieferen Untergrunde empor. Diese Durchdragungen wirken, dem Pfluge unzugänglich, um so malerischer durch ihren Baumbestand. Die dunkle Silhouette einiger vom Wind zerzauster Kieferngruppen lässt die Sandbestreuung oft grell hervorleuchten (Bild 1). So bietet sich dem Wanderer bei einem Streifzug durch diese Endmoränenzonen eine verwirrende Fülle von Landschaftsbildern: bewaldete Höhenzüge, runde windmühlengekrönte Kuppen, in dunkelbraunen Moosrinnen saftige Wiesen. Goldgelbe Aehrenfelder auf fruchtbarem Geschiebemergel tauchen dicht neben typischen Trockenpflanzen auf, denen der dürre Sand nur eine kümmerliche Existenz gestattet. Bei einer Wanderung durch dieses Endmoränengebiet ist es ungemein reizvoll, allen Gesetzen nachzuspüren, denen hier die Oberflächengestaltung, die Pflanzendecke und letzten Endes der Mensch mit seinen Siedlungen folgen. Rekonstruieren wir uns in Gedanken die Lage des

Eisrandes, so finden wir leicht jene Einschartungen zwischen den Endmoränenzügen, aus denen die Schmelzwasser hervorquollen



phot. B. Müller

Bild 3. Schwimmende Kampe am Drausensee

und sich in tiefen Rinnen ihren Weg ins eisfreie Gebiet suchten. Wo einst eisige Wasserstrudel tobten, wandern wir heute meilenweit an den Ufern dieser Rinnenseen entlang und erfreuen uns an den

waldbedeckten Hängen der Seeufer, welche die flussartigen Windungen des Seespiegels wiederholen (Bild 2). Der Zauber eines großen Naturgeschehens, einer gewaltigen Naturkatastrophe ruht ja auf der gesamten Endmoränenlandschaft, aber am ausdrucksvollsten empfinden wir ihn wohl an diesen Seen. Idyllischer schon wirkt oft die breite Fülle jener Wasserbecken, die sich hinter den Endmoränenbogen aufstauen.

Während die wildbewegte, von Seen zerfurchte Endmoränenlandschaft uns ein gewaltiges Lied singt von den Naturkräften der Eiszeit, tritt in der Grundmoränenlandschaft dieser heroische Zug zurück. Swar stellen sich oft in der Uebergangszone zwischen beiden Landschaftstypen als Folgen ungleichmäßigen Eindrucks unregelmäßig geformte Kuppen und Rundhöcker ein, sonst aber klingt in der flachen Grundmoränenlandschaft die starke Oberflächenbewegung ab zu einem sanften Auf und Nieder. Auf ihrer fruchtbaren Geschiebemergelhöhe herrscht heute der Mensch — nicht immer zum Vorteil der Landschaft. Gewaltige Heidewälder verhüllen mit ihrem dunklen Grün jene Grundmoränenpartien, die von dürren Sanden der Schmelzwasser überschüttet oder ausgewaschen wurden (Tucheler, Stuhmer, Johannisburger Heide). Rinnenseen zeugen auch hier von der ausstrudelnden Kraft des Wassers.

In der geologischen Gegenwart (Alluvium) treten als landschaftsgestaltende Faktoren Wasser, Wind, Vegetation in den Vordergrund. Die Samslandküste mit ihren Steilufern, die dämmrigen Schluchten der Elbinger Höhen, die tiefe Rinne der Weichsel und ihrer Nebenflüsse bekunden die Intensität, mit der das Wasser seit der Eiszeit das Relief umgewandelt hat. Die losen Sande der Küste und der Auswaschungszonen des Binnenlandes gaben dem Winde Gelegenheit zur Betätigung seiner Kraft. Unermüdlich arbeitet die Vegetation an der Verlandung offener Wasserflächen. Bald messen diese geologischen Faktoren ihre Kräfte im Ringen miteinander, bald vereinigen sie sich zu gemeinsamer Aufbautätigkeit. Ein Schauplatz erbitterten Kampfes — Wind und Sand gegen die Vegetation — sind die Wanderdünen auf den Nehrungen. In den Binnendünenzonen des Weichseltals und in dem Flugsand der Tucheler Heide machte die Pflanzendecke siegreich dem losen Spiel des Windes ein Ende. Das Zusammenwirken der Nordwestwinde mit den Wellen des Meeres setzte den Sand an der Küste in östlicher Richtung in Bewegung. So entstanden die Nehrungen, die Halbinsel Hela, Strandseen und Haffe. Vegetation und die aufschüttende Tätigkeit des Wassers waren in engem Bunde beim Aufbau des Weichseldeltas. Welche wichtige Rolle der Pflanzenwelt hierbei zufiel, erkennt man erst bei einem Streifzug durch den Drausensee und seine Randgebiete. Nur mühsam verteidigt heute der



phot. B. Müller

Bild 4. Blick ins Weichseltal von Siedlitz aus
Die Buhnen am Ufer sind ein Dokument deutscher Kulturübertreit

kümmerliche Rest einer ehemals etwa zehnmal größeren Wasserfläche seine Existenz gegen die von allen Seiten eindringenden Kampen,



phot. B. Müller

Bild 5. Verlandeter Weichselarm in der Niederung von Marienwerder
Die Baumreihe wurzelt in einer Uferschwelle des ehemaligen Flusslaufes

jenen schwimmenden Decken aus verfilzten Rohrwurzeln, die sogar Ellernwälder tragen können.

Von den erwähnten geologischen Mächten, deren Spiel und Gegenspiel hier kurz berührt wurde, tritt das Wasser bald aufbauend, bald zerstörend auf. Andern sich die Voraussetzungen seines Wirkens, so zerstört es Landschaften wieder, welche noch soeben seiner schöpferischen Tätigkeit ihre Entstehung verdankten. Als Beispiel hierfür möge das Weichseltal dienen (Bild 4). Eine 75 m tiefe und zwei Wegstunden breite Rinne war bei Marienwerder der Erfolg einer Jahrtausende langen Austräumungstätigkeit des Wassers. In der Litorinaepoche der Alluvialzeit änderte sich infolge allgemeiner Senkung der Küste das Gefälle der Weichsel. Sofort trat an die Stelle der Austräumung ein Aufschüttungsprozeß. Mit der ursprünglichen Tiefe büßte hier zwar die Erosionsrinne ein wenig von ihrer einstigen landschaftlichen Wirkung ein. Dafür bekleideten breite Ufer schwelten den ehemals sandigen Talboden mit fruchtbarem Schlick, hielt eine üppige Moorvegetation Einzug auf zahllosen abgeschnürten Armen der Weichsel. Wer je einmal den trostlosen Dünensaum am Rande der Weichseltäler und damit die Reste der alten diluvialen Talsohle durchwanderte, wird der Natur dankbar dafür sein, daß sie das Landschaftsbild der Niederung so erfreulich umgestaltete (Bild 5).

Geologische Kräfte als Grundlage des Landschaftsbildes — gewiß das Bild der Weichsellschaft wirkt mit seltener Eindringlichkeit für das Verständnis der Naturkräfte und ihr Wirken. Aber gerade die Weichsellschaft zeigt noch andere Kräfte am Werk. Hier zwang der Mensch der Natur seinen Willen auf. Menschenwerk sind Buhnen und Deiche, Menschenhand schuf blühende Dörfer im Weichseltal. Deutsche Stammesgenossen haben hier in Jahrhunderten langem Ringen die Natur bezwungen. Dies Bewußtsein läßt uns vertrauensvoll in die Zukunft schauen. Auf Zerstörung folgt Aufbau, nicht nur im Spiel der geologischen Kräfte, auch im Völkerleben.

Die Naturforschende Gesellschaft in Danzig

Von Dr. E. Lick

Am 2. Januar 1743 wurde auf das Betreiben des späteren Bürgermeisters Daniel Gralath in Danzig eine „Societas physicae experimentalis“ gegründet. Diese Naturforschende Gesellschaft, wie sie fortan in den gedruckten Schriften heißt, hat sich aus kleinen Anfängen und über mannigfache schwere Zeiten hinweg zu einer großen gelehrten Gesellschaft entwickelt, die im Geistesleben Danzigs eine wesentliche Rolle spielt.

Die Geschichte der Gesellschaft spiegelt getreu den Anstieg der naturwissenschaftlichen Erkenntnis wieder. In den ersten Jahren

sehen wir die Mitglieder — neun waren es bei der Gründung — eifrig Versuche anstellen über die Schwerkraft, Luftpumpe, mechanische, optische und chemische Probleme. Vor allem war es die ge-



Die Sternwarte in Danzig, das Haus der Naturforschenden Gesellschaft

heimnisvolle elektrische Energie, die die Geister anzog. Dem Gründer der Gesellschaft, Gralath, danken wir außer eigenen Entdeckungen eine Geschichte der Elektrizität, die auch heute noch eine wichtige Quelle darstellt. Später wurde vor allem die Astronomie gepflegt.

Nath. Matth. von Wolff errichtete 1781 eine eigene Sternwarte auf dem Bischofsberg, die aber leider 1813 auf Befehl Rapp's niedergelegt werden mußte. 1845 bezog die Gesellschaft ihr jetziges Heim am Frauentor (siehe Bild) und richtete sofort ein Observatorium ein. 1866 bekam die Sternwarte ihre heutige Gestalt. Aus den Mitteln der Wolff'schen Stiftung hielt die Gesellschaft bis zum Weltkriege eigene Astronomen.

Große und wertvolle Sammlungen aus allen Gebieten der Naturkunde wurden 1880 dem Provinzialmuseum übergeben. Im Hause der Gesellschaft sind heute noch eine Reihe alter physikalischer Instrumente aufgehoben, z. B. die Linsen des Hevelius, die uns einen lehrreichen Einblick in die Arbeitsweise vergangener Zeiten gewähren.

Die Gesellschaft gibt seit 1747 eigene Schriften und Abhandlungen heraus. In den bisher erschienenen 100 statlichen Bänden finden wir viele Namen vor, die aus der Geschichte der Naturwissenschaften nie verschwinden werden. Ich nenne außer Gralath nur Radtke (Entdecker der Kiemenspalten bei allen Säugetierembryonen einschl. Menschen) und von Siebold (Arbeiten über die Entwicklungsgeschichte der Wirbellosen). Besonders gepflegt wurde seit jeher die Erforschung des heimischen Bernsteins (Klein, von Scheffler, Añcke, Berendt, Menge, Tonwens, Helm, Dahms).

Ihre heutige Aufgabe sieht die Gesellschaft, neben der Arbeit ihrer einzelnen Mitglieder, in der Erweiterung und Verbreitung naturwissenschaftlicher Kenntnisse. Es geschieht dies vor allem durch regelmäßige Vorträge einheimischer und auswärtiger Forscher, sowohl in den Hauptversammlungen wie in den einzelnen Sektionen. Die Gründung der technischen Hochschule (1904), deren Professoren sämtlich Mitglieder der Gesellschaft sind, hat viel Anregung in das wissenschaftliche Leben Danzigs gebracht.

Mit rund 500 auswärtigen Instituten und Vereinen steht die Gesellschaft in regem Schriftenaustausch. Eine wertvolle Bibliothek (34 000 Bände) sowie ein gut ausgestattetes Lesezimmer sorgen für geistige Nahrung. Dass die Ziele der Gesellschaft in der Bevölkerung Danzigs richtig gewertet werden, beweist die steigende Zahl der Mitglieder. (Zur Zeit rund 800.)

Der Trieb sand auf der Kurischen Nehrung

Von Professor Dr. Alb. Zweck

Auf der Kurischen Nehrung zwischen der Ostsee und dem Haff gelanzen wir in eine eigenartige, völlig fremde Welt. Weite, wüste Sandmassen, zu Riesenwällen oder zu mächtigen Bergen aufgetürmt, ziehen sich meilen- und meilenweit auf einer verhältnismäßig schmalen Platte hin, von hohem Reiz für jeden, der nur zwischen blühenden Ackerfeldern und grünen Wiesen oder in duftigen Wöldern einherzugehen gewohnt ist.

Unter den wundersamen Erscheinungen im einzelnen ist es besonders der Trieb sand, der die Beachtung weitester Kreise auf sich gelenkt hat, weil er hier in ganz eigenartigen Formen auftritt.

Was ist Trieb sand? — Professor Dr. Berendt, der um die Erforschung der Bodenverhältnisse Ostpreußens hochverdiente Geologe, hat in seiner Abhandlung über die „Geologie des Kurischen Haffes“ (Königsberg 1869) diese Frage in kurzen Worten klar beantwortet: „Trieb sand im allgemeinen“, so führt er aus, „ist die Mengung von Wasser und Sand, in welcher die einzelnen Sandkörnchen derartig verschiebbar zueinander sind, daß die Berührung, resp. die Reibung derselben untereinander durch dazwischen getretenes Wasser ganz oder fast ganz aufgehoben ist, so daß sie unter dem Druck irgendeines schweren Körpers verhältnismäßig leicht ausweichen und hernach wieder zusammenfließen.“ — Er bildet sich überall, wo aufsteizendes oder horizontal durchfließendes Wasser die Sandkörner derartig in der Schwebe hält, daß sie verhindert werden, sich zu einer festen Substanz zu verdichten.

So finden wir vielfach Trieb sandstellen an sandigem Meeresstrande, wo abfließende Gewässer die Sandmassen durchsickern, sowohl bei Bächen, die wegen geringer Wassermenge sich mühsam zum Meere durchringen, als auch beim Abfluß der Schmelzwasser im Frühjahr. Ebenso können die bei hoher See auf den Strand rollenden Wogen Trieb sand erzeugen, wenn sie, durch gleichzeitig aufgeworfene Sandanhäufungen abgesperrt, beim Zurückfließen diese mit genügend starkem Druck durchsickern. Die Tiefe des Trieb sandes ist in solchen Sandanhäufungen verhältnismäßig gering und beträgt wohl selten mehr als 0,3 — 0,6 m. Wesentlich tiefer wird der Sand aufgelockert, wenn bei größerem Seegange die anstürmenden Wogen in den Sand eindringen und diesen dann derartig auseinanderpressen, daß vor ihnen das Wasser aus den Sandporen auffsprudelt, gleichsam Springbrunnen von kleinster Gestalt bildend*).

*) Die Literatur über den Trieb sand ist (wohl infolge der äußerst mühevollen und beschwerlichen Untersuchungen) sehr spärlich vertreten. N. A. Sokolow hat in seinem Werk über „Die Dünne“ (deutsche, vom Verfasser ergänzte Ausgabe von Arzruni, Berlin 1894) bei den Abschnitten über den Trieb sand Berendt benutzt und nichts wesentlich Neues geliefert. —

Daß solche Triebstandstellen, wenn sie einen größeren Umfang und genügende Tiefe haben, sowohl Fuhrwerken wie Fußgängern gefährlich werden können, liegt auf der Hand. Und geradezu verrufen ist der Triebstand am Westfuße der Wanderdüne auf der Kurischen Nehrung, wo inmitten weiter, wasserloser Sandwüstenflächen der harmlose Wanderer zuweilen urplötzlich auf geheimnisvolle Art in die Tiefe sinkt. — Ein willkommener Stoff zur Dichtung, dessen sich auch der Romantiker E. T. A. Hoffmann bemächtigt hat, indem er den schauerlichen Tod eines Menschen schildert, der, bis über den Leib in den Triebstand gesunken, sich nicht mehr herauszuarbeiten vermag und trotz Jammers und Betens langsam aber sicher immer tiefer in sein schauerliches Grab hinabgezogen wird. Seine verzweiflungsvollen Hilferufe verhallen ungehört — in der öden Sandwüste naht kein Retter! — Unablässig sinkt er weiter hinab, bis die quellenden Sandmassen ihm grausam den Mund schließen und seine Qualen beenden. — Dieser erdichtete Fall liegt im Bereich der Möglichkeit. Aber hartnäckig erhalten sich anderseits Berichte von Unglücksfällen, die bei der Natur des Triebstandes, wie er sich auf der Kurischen Nehrung gebildet hat, überhaupt nicht eingetreten sein können.

So ist das gänzliche Versinken einer vierspännigen Postkutsche im Triebstande der Nehrung, wovon die Chronik berichtet, durchaus in das Reich der Fabel zu verweisen. Denn vorausgesetzt, daß die Triebstandstelle umfangreich und tief genug wäre und daß man mit dem Wagen weit genug hineinkäme, ohne daß vorher die Pferde mit ihren verhältnismäßig dünnen Beinen einsinken, so würde doch die breite Fläche des Wagenkastens ohne eine ganz ungewöhnliche Belastung die Verdrängung des Triebstandes in dieser Masse verhindern.

Handelt es sich nun bei den Triebstandstellen auf der Kurischen Nehrung wirklich um Tiefen, die bei etwaigem Einsinken den Menschen begraben können? — Diese Frage ist unbedingt zu bejahen!

Um Pfingsten 1901 stellte ich Untersuchungen dieses Triebstandes an, wobei mich Dr. Jancke liebenswürdigerweise unterstützte. — Wir kamen an eine Triebstandstelle südlich von Schwarzort und stießen die Meßstange 1,55 m tief hinein. Unter einer 0,30 m dicken trockenen Sandschicht, die uns wie eine aufgelegte Brücke trug,

Alfred Jenisch ist in seiner „Geologie der Dünen“ (im „Handbuch des deutschen Dünenbaues“, herausgegeben von Paul Gerhardt, Berlin 1900) nur ganz kurz auf die Entstehung des Triebstandes eingegangen. — Von französischen Werken kommen in Betracht: Béremondiere, „Mémoire sur les dunes“ in Annales des ponts und chaussées, Paris 1833, 1^{er} semestre, S. 155 ff.; Reclus, „Etudes sur les dunes“ in Bulletin de la Société de géographie IX, Paris 1865, S. 207 ff. und Goursaud, „Les Landes et les dunes de Gascogne“ in Revue des Eaux et Forêts XIX, Paris 1880, S. 54; indessen ist die Behandlung des Triebstandes in diesen Arbeiten eine sehr dürftige. Und in den englischen Werken über die indischen Dünen ist auf den Triebstand überhaupt nicht eingegangen.

durchsank sie glatt losen, wässerigen Sand. Wir wanderten auf der uns tragenden Sanddecke weiter, und bald genügte ein einfacher Sprung, um sie in Schwingungen zu versetzen. Die, leider nur 2,40 m lange Meßstange, die wir mitführten, sank hier vollständig ein, ohne auf festen Grund zu stoßen. — Schließlich barst die Decke bei einem Sprunge unter meinen Füßen und die wellenförmigen Bewegungen erstreckten sich auf einen Kreis mit etwa 2,5 m langem Radius. Da das Durchbrechen nur durch die Wucht des Sprunges herbeigeführt worden war, kam ich beim Heraustreten von der Durchbruchstelle, die sich sogleich mit Wasser bedeckte, wieder in Sicherheit. Doch schien es geraten, weitere Sprungversuche zu unterlassen. Ich bat Dr. Jancke, nebenbei auf dem festen Rande zu gehen, damit er nötigenfalls Hilfe leisten könne und marschierte selbst auf der Fläche des Triebandes weiter. Kaum war ich aber etwa 150 m in ruhiger Gangart gewandert, als ich urplötzlich bis über die Knie einsank. Nur der Umstand, daß ich mich unwillkürlich auf die Seite warf — ein Ueberwerfen rücklings bietet noch mehr Sicherheit —, bewahrte mich vor tieferem Einsinken; denn auch hier fand unsere 2,40 m lange Meßstange keinen festen Grund.

Ich habe diese Stelle bei meinen späteren Forschungen noch mehrmals ausgemessen. Im trockenen Juli desselben Jahres fand ich eine Tiefe von kaum 2 m; in der Österzeit 1912 sank dagegen der Bohrer nach Durchmeißelung der Eisschicht, die 0,44 m hoch von ganz lockerem Triebande überdeckt war, 3,30 m glatt in die Tiefe; im Herbst darauf maß ich wenigstens 2,50 m.

Gerät also der Mensch durch irgendeinen unglücklichen Zufall bis zu einer gewissen Tiefe in die aufgelockerten Sandmassen, dann ist er verloren. Trotz aller Anstrengungen wird es ihm, wie der geifreiche Hoffmann es anschaulich geschildert hat, nicht möglich sein, sich ohne fremde Hilfe dem sich ihm ansaugenden Sande zu entziehen. Und tatsächlich habe ich Fälle feststellen können, wo bei Verunglückungen von Nahrungsbewohnern nur durch Beihilfe ihre Rettung erwirkt worden ist.

Es müssen aber ganz eigenartige Verhältnisse obwalten, wenn der Mensch in ernste Gefahr kommen soll. Die Fläche, die ihn beim Einsinken in stehender Stellung bis dahin getragen hat, muß auch den platt liegenden Körper tragen. Sobald er sich also umgeworfen hat — und das tut man, wie ich aus mehrfacher eigener Erfahrung weiß, stets unwillkürlich —, wird es ihm möglich sein, die Beine herauszuziehen und sich nach dem Rande der Triebandstelle zu rollen. — Anders ist dies bei schweren Tieren. Das Gewicht des Körpers drückt da die Beine schnell bis an den Leib in den Trieband, und alsdann beginnt der Körper langsam, aber sicher, herabzusinken. Ohne menschliche Hilfe ist in diesem Falle das Tier unrett-

bar verloren, und auch das Eingreifen des Menschen erfordert die höchste Vorsicht, weil beim Ausgraben und Herausziehen des Tieres aus dem fest angesogenen Sande, wie die Erfahrung lehrt, leicht die Beine gebrochen werden.

Trotzdem die Tiere, durch ihren Instinkt geleitet, im allgemeinen den gefährlichen Triebstandstellen fernbleiben, gehören doch Unglücksfälle nicht zu den Seltenheiten. Die Behauptung, daß die Tiere unbedingt die Triebstandstellen kennen, ist jedenfalls nicht stichhaltig, weil auch frei auf der Weide umherlaufende Pferde und Rinder zuweilen verunglücken.



Ausgrabung eines im Triebzande eingesunkenen Pferdes*)

In anschaulicher Weise schildert uns Berendt ein Abenteuer, das er bei seinen Forschungen auf der Nehrung erlebt hat.

„ . . . Zwischen dem Kirchhofshügel von Preil und der Sturzdüne zog sich eine kleine, völlig ebenen, schwarzgefleckten Boden zeigende Triebzandebene hin, die wir unten am Haffuser umfahren mußten, wenn der Übergang nicht gelang. — Kaum aber waren wir einige Schritte auf dem ebenen und trockenen Boden gefahren, da begannen die Pferde einzubrechen. Die Peitsche schwirrte und — in der nächsten Minute war die gefährliche Stelle auch schon passiert. Ich hatte mich im selben Augenblick hinübergebogen und sah nun, was ich nimmer für denkbar gehalten, wie der Boden, ohne zu bersten, sich gut 12 bis 14 Zoll hoch zwischen uns vor den breiten Rädern aufbog, so daß bei dem schnellen Fahren, infolgedessen die

*) Quelle: Zweig, Deutschland. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin.

Aufbiegung sogleich wieder unter dem folgenden Rade verschwand und dahinter gleichsam wieder auftauchte, der Boden sich in einer gut fußhohen Wellenbewegung befand.

Aber so leicht sollten wir nicht davonkommen. Wieder brachen die Pferde ein, wieder schwirrte die Peitsche und tat ihr Möglichstes, während schon nasser Sand empor spritzte; aber im selben Augenblick lagen auch schon die Pferde bis an die Brust im Trieb- sande. . . . Erst als die breite Fläche des Bauches das Gewicht ver teilte, sanken sie langsam, aber doch merklich. Und wenn keine Hilfe kam, mußten sie verloren gehen"

Als nach einer halben Stunde Leute vom nahen Preil herbeigekommen waren, fehlten nur noch einige Zoll, um den Sand über dem Rücken der Pferde zusammenfließen zu lassen. Nach unsäglicher Mühe und stundenlanger Arbeit mit Spaten, Seilen und Händen gelang es indessen, die Tiere unversehrt aus dem fest angesogenen Sande zu befreien.

Ich habe die Schilderung dieses nicht vereinzelt dastehenden Unglücksfalles ausführlich wiedergegeben, nicht nur, weil die Tatsachen durch die Autorität Berendts als unantastbar festgestellt anerkannt werden müssen, sondern auch, um damit die eigenartige Beschaffenheit der Trieb sandstellen näher zu beleuchten.

Ob wirklich einmal ernstere Unglücksfälle im Trieb sande vorgekommen sind, läßt sich schwer entscheiden. — Berendt erzählt, daß in der Nähe der Weißen Berge der Wind das wohlerhaltene Rückgrat eines Pferdeskeletts freigeweht habe. Bei näherer Untersuchung wäre ein völlig unversehrtes Gerippe in aufrechter Stellung bloßgelegt worden, und vor diesem, genau in der Verlängerung des Tieres, das langgestreckte Skelett eines auf dem Gesicht liegenden Menschen, der die Arme tief in den Sand hinuntergestreckt gehalten habe. — Nach der Ansicht Berendts ist der Reiter im Trabe mit dem Pferde in den Trieb sand geraten und über den Kopf hinweg auf die unglückseligste Weise, mit den Händen voran, auf die trügerische, keinen Stützpunkt bietende Fläche gefallen.

Gegen diese Annahme läßt sich kaum etwas einwenden; indessen erscheint es doch fraglich, ob ohne unglückliche Nebenumstände der Reiter auf diese Weise den Tod gefunden haben dürfte, da der Trieb sand bei normaler Beschaffenheit den platt liegenden Menschen trägt.

Bei Untersuchungen im Herbst 1902 sank ich in der äußerst losen, breiigen Masse einer mehr als mannstiefen Trieb sandstelle nicht weit von Nidden bis über die Knie ein. Ich zögerte, mich hinzuwerfen, weil bei dem kalten Wetter mich die Berührung mit der nassen Fläche zu wenig reizte. Da ich aber den entgegengestreckten Stock des mich begleitenden Postboten nicht erreichen konnte, trotzdem dieser bereits bis über die Knöchel eingesunken war, warf

ich mich vornüber und gelangte trotz der verhältnismäßig weiten Entfernung vom festen Boden in Sicherheit.

Da die Gefährlichkeit einer Triebsandstelle zum großen Teil von ihrer Tiefe abhängt, so liegt es nahe, nach der Beschaffenheit des festen Untergrundes zu fragen. — Dieser besteht nun, wo die Schicht des alten Waldbodens nicht in Frage kommt, unzweifelhaft aus reinem Sande; denn das Diluvium liegt auf der Nehrung fast überall unter dem Meeresspiegel, während die in Frage kommenden Stellen, wie Berendt (Geologie des Kurischen Haffes, S. 26) festgestellt hat, ihn 7—10 m überragen.

Zudem zeigt die in den verschiedenen Jahreszeiten schwankende Tiefe einiger Triebsandstellen, daß der Untergrund aus fest gelagertem Dünensand bestehen muß, der, wie Berendt durch Experimente nachgewiesen hat, in feuchtem Zustande so weit komprimierbar ist, daß er eine schwer durchlässende Schicht bildet*). Die einzelnen Sandschichten des Dünenspaltes bestehen aber aus verschiedenem Material, weil zu Seiten stärkeren Windes sich gröbere Bestandteile abgelagert haben, als das bei schwacher Luftbewegung der Fall ist. Da nun außerdem die Festigkeit der Sandmassen nach unten zu infolge des stärkeren Druckes im allgemeinen zunimmt, so läßt sich die Bildung einer festeren Sandunterlage innerhalb des Dünenspaltes unschwer erklären.

Wie haben aber diese eigenartigen und gefährlichen Triebsandstellen in der wasserlosen Sandwüste entstehen können? — Daß die Gewässer nicht vom Haff oder von der See herrühren können, ist klar; denn die Triebsandstellen am Westfuße der Wanderdüne liegen, wie schon oben bemerkt ist, 7—10 m über dem Meeresspiegel, und die Höhe von 2 m über Mittelwasser wird für die Anlage der Vordüne (s. das Profil S. 601) an der Ostseeküste schon für genügend gehalten, obwohl der Fuß der Außenböschung wegen der Gefahr der Unterspülung keinesfalls unterhalb des gewöhnlichen Hochwassers liegen darf**).

Die Gewässer der Triebsandstellen können also lediglich von dem Niederschlag auf der Nehrung herrühren, und dieser fällt keineswegs in geringer Menge. — Nach den Beobachtungen der Jahre 1892—1901 betrug die durchschnittliche Regenhöhe in Rossitten 521,7 mm; sie war also größer als an der mittleren Alte, wo man 500 mm gemessen hat. Kremser gibt sogar 570 mm als normale Niederschlagshöhe für Rossitten an***). Da nun das Wasser von den kahlen Sandmassen rasch aufgesogen und so vor einer stärkeren Verdunstung bewahrt wird, so entsteht eine nicht unerhebliche Wasserzirkulation im Innern der Wanderdüne. Es fragt sich nur,

*) Geol. d. Kur. Haffes, S. 26.

**) Gerhardt, Handbuch des Dünensbaues, S. 129.

***) „Meteorologische Tabellen“ im Tabellenband zu Keller, Memel, Pregel und Weichselstrom.

wie durch diese Gewässer die besagten Triebsandstellen erzeugt werden konnten.

Eine Antwort hierauf zu geben, ist ohne genauere Kenntnis von der Beschaffenheit der Nehrung nicht möglich. Ich will deshalb, soweit es die Beurteilung der Triebsandbildung erfordert, diese in Kürze erläutern.

Nachdem infolge der sogenannten Sandhakenbildung auf der von dem weiten Mündungstrichter des Memelstromes zum Meereshoden abfallenden Kante der durch Dünens verstärkte Strandwall

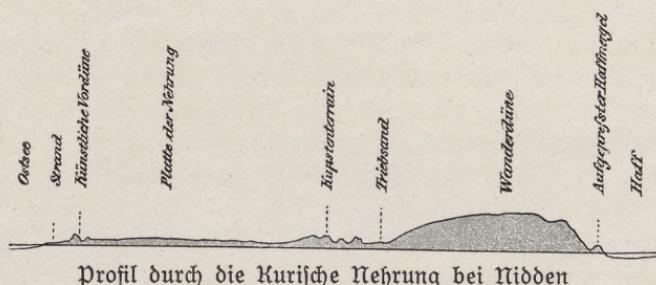


Der Predinberg*)

entstanden war, der das jetzige Kurijsche Haff (den früheren Mündungstrichter des Memelstromes) vom Meere trennt, wurden durch die vorherrschenden westlichen Winde immer neue Sandmassen zu den Dünens emporgetrieben; denn die Küstenströmung mit ihren Sinkstoffen und vor allem die Abrasion des Meereshodens liefern unerschöpfliches Material, das die See unablässig auszuspeien vermag. So ist ein mächtiger, zusammenhängender, bis 62 m ü. M. aufragender Dünenswall entstanden (s. das Profil S. 601), der mit ganz unwesentlichen Unterbrechungen die ganze Nehrung entlang zieht. Dieser wanderte stetig von Westen nach Osten (daher die Bezeichnung „Wanderdüne“), weil die vorherrschenden westlichen Winde

*) Quelle: Zweck, Deutschland. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin.

den Sand an dem der See zugekehrten Abhange bis zum Kamm emportreiben, wo er dann nach der anderen, von dem Winde geschützten Seite herabrollt*). Hier hat sich also ein verhältnismäßig steiler Abhang gebildet. Der Fallwinkel beträgt durchschnittlich etwa 30° , bei der „Sturzdüne“ auch mehr als 40° . Als dann in der Nähe des Strandes durch Strauchwerk und Anpflanzung von Strandhafer die ganze Nehrung entlang eine künstliche „Vor-düne“ (s. untenstehendes Profil) angehägert war, die den größten Teil des vom Strande herangewichten Sandes abfing, wurde allmählich von dem zwischen ihr und der Wanderdüne gelegenen Terrain der lose Sand auf die Wanderdüne getrieben, und es entstand eine Platte, die sogenannte „Zwischen-düne“, das „Kupster terrain“ (s. das Profil), so benannt von den kleinen Sandhügeln, den „Kupsten“ (lit. kūpstas), die



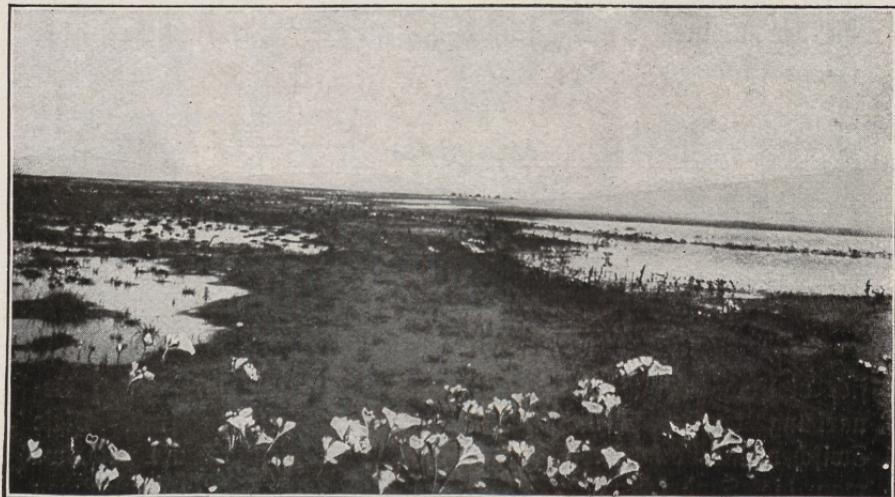
Profil durch die Kurische Nehrung bei Nidden

sich vielfach auf der Platte gehalten haben und dann durch Benarbung vor weiterem Verwehen geschützt worden sind. Diese Zwischendüne verbreitert sich naturgemäß stetig auch heute noch, wo man die Sandriesen der Wanderdüne nicht durch Anpflanzungen gebannt hat. Sie ist nach dem Schutz vor weiteren erheblichen Sandwehen durch die Vordüne allmählich benarbt und zum größeren Teil aufgeforstet.

An dem Westfuß der Wanderdüne (s. das Profil) finden sich nun die gefürchteten Triebsandstellen (Abb. S. 602), über deren Entstehung die verschiedensten Ansichten verbreitet waren. — Nach 1869, wo Berendt seine „Geologie des Kurischen Haffes“ herausgab, hat man über drei Jahrzehnte an seiner Theorie festgehalten: „Die aus den Dünenbergen in der Tiefe dem Fuße zusickernden Wasser“, so führt er aus, „finden durch die festgepreßten, gleichzeitig mit Wasser gesättigten Schichten (der Zwischendüne) ihren Durchgang so langsam, daß sie, zum wenigsten zeitweise, anstauen, also auch nach oben einen gewissen Druck auszuüben, diese Sande zu lockern und in der Schwebe zu halten vermögen und so Triebsand an diesen Stellen bilden.“

*) Näheres über die Bildung der Wanderdünen s. Schumann in den N. Pr. Prov.-Bl., 3. Folge 1859, S. 155 ff., und Gerhardt, Handbuch des Dünenbaues, S. 41 ff.

Diese Ausführungen mußte ich indessen bei aller Hochschätzung vor den Forschungen Berendts nach näherer Erkundung der Nehrung für unhaltbar erachten. — Wenn das Ansteigen des Grundwassers am Rande der Düne durch Anstau hervorgerufen würde, so müßte es unbedingt sinken, wenn auf Seiten größerer Niederschlags längere Dürre folgt, und das aufsteigende Wasser, das nach der Erklärung Berendts allein als Ursache der Triebsandbildung in Betracht kommen könnte, würde dann so lange Zeit fehlen, daß der Triebstand zusammensänke. Dies ist aber keineswegs der Fall, sondern unter einer mehr oder weniger starken trockenen Sanddecke ist er in seiner gewöhnlichen Form auch in der Zeit der Dürre vorhanden.



Feuchte Triebstandstellen*)

Anderseits finden wir vielfach den Sand geraume Zeit hindurch bis zur Oberfläche in der durchwässerten Form, so daß nach Berendts Theorie hier der Anstau sich bis zur äußersten Grenze erstreckte. Ein plötzlich eintretender reicherer Niederschlag müßte also an diesen Stellen eine Ueberstauung hervorrufen; aber auch diese Erscheinung ist nirgends zu beobachten. — Berendt sucht die Erklärung darin, daß das übertretende Wasser durch ständig von der Zwischendüne heranwehenden Sand aufgesogen werde **). Diese Sandwehen haben aber nach der Benarbung der Zwischendüne aufgehört, und eine Ueberstauung ist trotzdem nicht eingetreten.

Endlich ist auch der Grund, den Berendt für den Anstau des unterirdisch abfließenden Niederschlages anführt, nicht stichhaltig. —

*) Quelle: Zweck, Deutschland. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin.

**) Geol. d. Kur. Haffes, S. 27.

Die Pressung der Sandmassen in der Zwischendüne durch die darüber hingegangene Wanderdüne soll diese schwerer durchlässig gemacht haben und so den Abfluß behindern. Danach müßte man also die gefährlichsten Triebsandstellen da finden, wo wir es mit dem stärksten Druck zu tun haben, wie südlich von Rossitten, wo noch heute mächtige Sandmassen, durch Strandhafer und Gestrüpp festgehalten, in der Zwischendüne lagern. Aber gerade hier suchen wir, wenigstens am Westrande der Wanderdüne, vergeblich nach gefährlichen Stellen.

Und nun noch eins! Die Triebsandstellen finden sich immer in der Windmulde am Westfuße der Wanderdüne, schreiten also auch mit dieser stetig nach Osten vor. Sie müssen demnach einen Streifen Sandes zurücklassen, der eine ganz besonders lockere Form zeigt, da bei den Triebsandstellen der Sand bis in größere Tiefe hinab sich in sozusagen schwimmendem Zustande befindet und nach Berendts Theorie beim Weiter schreiten dieser Stellen zusammensinken würde, ohne daß sich ein wesentlicher Druck geltend machen würde.

Da also angesichts dieser Erwägungen die Theorie Berendts nicht zu befriedigen vermag, suchte ich nach einer Erklärung, die in sämtlichen Erscheinungen auf der Nehrung, soweit sie mit dem Trieb sande zusammenhängen, ihre Bestätigung findet oder wenigstens nicht mit ihnen im Widerspruch steht.

Daß der Trieb sand dem Abfluß des Niederschlages im Innern der Wanderdüne seine Entstehung verdanken muß, ist schon oben ausgeführt worden. Berendt rechnet aber mit einem gleichmäßigen Absickern dieser Gewässer *), während schon die Struktur der Nehrung dem widerspricht. — Die Sandwälle sind durchaus nicht von überall gleichmäßig beschaffenem Material aufgebaut. Die Schichten gröberen und feineren Sandes, von denen oben gesprochen ist, zeigen schon sehr verschiedene Durchlässigkeit; es kommen aber noch andere Bestandteile in Betracht, wie die Ortsteinbildung und grünlich gefärbte Schichtungen mit tonigen Bestandteilen, deren Durchlässigkeit wesentlich geringer ist als beim andern Dünensande u. ä. Ganz besonders sind die ausgedehnten Reste eines alten, vom Flugsande verschütteten Waldbodens im Innern der Wanderdüne **) zu beachten, die sich mit dem Dünensande zu einer 0,2—0,5 m starken, meist leicht angreifbaren, mit Kohle gemengten Humuslage vermischt haben und eine geringere Durchlässigkeit bedingen, als es bei dem reinen Dünensande der Fall ist. Der Abfluß der Gewässer kann also auch nicht gleichmäßig vonstatten gehen; diese sammeln sich vielmehr vielfach, durch die verschiedenen Sand schichten, den alten Waldboden

*) Berendt stellt dementsprechend auch die Behauptung auf, daß sich ein schmaler Streifen Triebandes längs des ganzen Fußes der Wanderdünen hinzieht, „so weit man blicken kann, alle Vorsprünge und Einbuchtungen der im ganzen gradlinigen Kette mitmachend“ (Geol. d. Kur. Haffes, S. 18). Das trifft aber, heute wenigstens, nur für das Frühjahr zu. Und dieser, z. T. über der Eisdecke der hier in Betracht kommenden Triebandstellen gebildete Trieb sand verdankt nur den Schmelzwässern seine Entstehung; er verschwindet auch mit diesen.

**) Vgl. Zweck, Litauen, S. 381 ff.

u. a. geleitet, an verschiedenen Stellen und in höherem Maße an und erzeugen hier eine stärkere Abwässerung. Dies kann man an den Korallenbergen bei Rossitten beobachten, wo wegen des anstehenden Diluviums der Abfluß am Strand teilweise zutage tritt, ebenso an den Stellen des Haffufers, wo das Wasser über den durch die Düne aufgepreßten Mergel hinzugehen gezwungen wird.

An vielen Stellen ist nun der Druck des abfließenden Wassers so stark, daß er der Fallgeschwindigkeit der Sandkörner im Wasser die Wage hält, der durchströmte Sand also gelockert und in der Schwere erhalten wird: hier muß sich Trieb sand bilden.

Wir haben es demnach an der Wanderdüne nicht mit kaulenartigen Trieb sandstellen zu tun, sondern mit bedeutenden Trieb sandadern, die sich im Dünenwall bilden und bis zum Meere verlaufen. Am Westfuße der Wanderdüne, wo der Wind an der Luvseite den Sand am Dünenhang emporgetrieben hat, ohne daß ein nennenswerter Ersatz von der (benachbarten) Zwischendüne stattfindet, so daß sich eine muldenartige Einsenkung gebildet hat, liegen diese Trieb sandadern nun vielfach bloß oder sind nur schwach mit Sand überdeckt: das sind die gefährlichen Trieb sandstellen.

Daß eine etwaige Behinderung des Abflusses auf die Höhe des Wasserstandes in den Trieb sandadern Einfluß hat, also auch die Gefährlichkeit der Trieb sandstellen vergrößern kann, bedarf keines Beweises. Einen Anstau kann man bei jedem fließenden Gewässer beobachten. Das sind aber Erscheinungen, die erst in zweiter Linie in Betracht kommen und der Trieb sandbildung unbeschadet ganz fehlen können.

Zu der Annahme, daß wir es auf der Nehrung mit vollständigen Trieb sandadern zu tun haben, brachte mich zunächst das Fallen und Steigen des Niveaus der Trieb sandstellen je nach der Menge des vorhergegangenen Niederschlages, das nur zu sehr an die Erscheinungen bei den einem Bruche entquellenden Bächen erinnert. Ich wurde darin bestärkt, als ich in einem nassen Frühjahr oberhalb einer Trieb sandstelle, die ich umgehen wollte, auf dem Dünenhang so tief einsank, daß ich mich nur mit Mühe rettete. — Ich begann nun den Boden in der Umgebung verschiedener Trieb sandstellen zu untersuchen, sowohl am unteren Abhang der Wanderdüne wie auf der Zwischendüne. Dabei habe ich festgestellt, daß in der entsprechenden Tiefe der Sand unter der festen Decke sich in demselben stark durchwässerten Zustande befindet wie in der Mulde am Fuße der Düne. Und zu demselben Resultat kam ich bei den Grabungen in weiterer Entfernung auf der Zwischendüne, wo ich den Abfluß nach dem Meere vermutete, während an den

andern Stellen der Sand dieselbe Beschaffenheit zeigte wie an den entsprechenden Stellen in der Mulde am Dünenrande. Bei Grabungen am Abhang der Düne fand ich dieselben Verhältnisse.

Bei der Festlegung der Wanderdüne*) zwischen Memel und Schwarzort, wo sie beim weiteren Vorrücken die Fahrrinne im Haff zu vernichten drohte, bepflanzte man auch die neun Triebstandstellen in der Größe von 50—750 qm mit dreijährigen Erlen. Die Stämme wurden mit den Ballen ohne Beigabe von Dungerde oben auf den feuchten Triebstand gestellt, während man zur Befestigung der Wurzeln kleine Hügel um die Pflanzlinge zusammenschaufelte. Sowar erforderlich die Anpflanzungen noch weitere Pflege bzw. Nachpflanzungen; aber im ganzen sind die Anlagen sehr gut gediehen. Über den Triebstandstellen bildete sich eine feste Decke, die sich benarbte. Dünenmeister Schiweck, dem ich diese Mitteilung verdanke, untersuchte auf meine Bitte den Untergrund an diesen Stellen und stellte fest, daß bei Flächen, die vor 1—3 Jahren bepflanzt worden waren, sich nur eine verhältnismäßig dünne Schicht festen Bodens gebildet hatte. Bei den 4—5 Jahre alten Pflanzungen fand sich erst unter einer (bis 1 m) starken Decke reichlich durchwässerter Sand; bei 6—10 Jahre alten war die feste Decke bis 1,5 m mächtig und auch weiter konnte man hier mit einer Stange nicht einmal 15 cm hineinbohren. Die Triebstandstellen, die vor etwa 15 Jahren bepflanzt worden waren, hatten vollständig festen Untergrund.

Diese Ausführungen zeigen, daß der Bestand der Triebstandadern gesichert ist, auch wenn sich eine feste Decke darüber gebildet hat. Außerdem ist zu beachten, daß 4—5 Jahre hindurch eine allmäßliche Senkung des Wasserstandes stattgefunden hat, ohne daß der Triebstand zusammengesunken wäre — ein neuer Beweis, daß nicht aufsteigendes Wasser die eigentliche Ursache der Triebstandbildung sein kann.

Die allmäßliche Senkung des Wasserstandes im Laufe der Jahre kann nicht überraschen. Die Triebstandstellen werden nur da bepflanzt, wo die Wanderdüne festgelegt wird. Die festgelegte Wanderdüne verliert aber mit dem Heranwachsen der gepflanzten Kiefern und der zunehmenden Verarbung des Terrains nach und nach die Fähigkeit, soviel Wasser vom Niederschlag aufzusaugen, als zur Erhaltung der Triebstandadern notwendig ist.

Wie steht es nun aber mit dem Abfluß des Niederschlags auf der Haffseite? — Unzweifelhaft gestaltet er sich ebenso wie an der westlichen Seite. Der östliche Abhang, der steiler ist, vermag zwar nicht soviel Niederschlag aufzunehmen wie der

*) Näheres über die Festlegung der Wanderdüne s. meine Ausführungen in der „Deutschen Rundschau für Geographie und Statistik“ (Jahrgang 1897). Ferner Gerhardt, Dünenbau, S. 308 ff.; M. A. Violette, dunes et landes de Gascogne, Paris 1900; Schiweck, Dünenauflösung (Blätter für Forst- und Jagdw., Berlin 1894, 6. Heft).

westliche, sanfter ansteigende; aber wo die abfließenden Gewässer über den von der Wanderdüne emporgepreßten Haffmergel ihren Weg suchen müssen, zeigt es sich, daß sie nicht unbeträchtlich sind. Nördlich von Perwelk ist das Haffufer wegen der aufsteigenden Dünengewässer, die ein festes Gefrieren der Hafffläche hindert, geradezu gefürchtet. Es ist also mit Sicherheit anzunehmen, daß sich an der Ostseite ebenso Triebstandadern finden, wie im Westen. Eine Mulde mit Triebstandstellen kann sich hier freilich am Fuße der Düne nicht bilden, da vom Dünenkamm immer neue Sandmassen hinabrollen. Die Wanderdüne setzt ihren Fuß entweder direkt in das Haff oder auf benachbartes Terrain. Und es ist außerordentlich schwierig, etwaige Triebstandadern unter der Grasnarbe festzustellen, weil nicht der Anhalt für die Feststellung ihres Verlaufs vorhanden ist wie auf der Westseite, wo die Triebstandstellen in der Mulde am Fuß der Wanderdüne einen Fingerzeig bieten. Nur ein glücklicher Zufall machte es mir möglich, solche Triebstandadern auf der Frischen Nehrung an der Haffseite festzustellen. Dünenaußseher Wermter in Strauchbucht teilte mir mit, daß eine Strecke südlich vom Forsthause seine Pferde in dem benachbarten Terrain auf der Haffseite eingebrochen wären und unter einer verhältnismäßig dünnen Decke in lockern Triebstand gefallen wären. Derselbe Unfall sei in einer Einsenkung nahe dem Forsthause, das ebenfalls auf der Haffseite gelegen ist, einer Kuh passiert, die die Rasendecke durchbrochen hätte und bis an den Bauch eingefunken wäre. Wermter hatte also unter unangenehmen Begleiterscheinungen das entdeckt, was ich bis dahin vergeblich gesucht hatte. Auffallend war allein seine Bemerkung, daß inzwischen die Triebstandstellen völlig verschwunden seien. Ich machte mich sofort an die Untersuchung und stellte fest, daß zwar die Decke dicker geworden war, im übrigen aber die Triebstandadern die alte Beschaffenheit zeigten. Ein Blick nach den eine mäßige Strecke entfernten Dünen, die junge Anpflanzungen trugen, belehrte mich außerdem, daß eine Zunahme in der Dicke der Bodendecke nichts Ueberraschendes bieten konnte. Es war offenbar derselbe Vorgang, den wir bei den mit Erlen bepflanzten Triebstandstellen kennengelernt haben. Ich fand darin zugleich die Bestätigung, daß die Verstärkung der Bodendecke in derartigen Fällen nicht durch die Bepflanzung der Triebstandstellen herbeigeführt wird, sondern in erster Linie durch die Abnahme des Zuflusses infolge der Anpflanzungen und der Benarbung des Dünenabhanges.

Das war nun freilich auf der Frischen Nehrung; es wäre aber sonderbar, wenn sich die Erscheinungen auf der Kurischen Nehrung, wo zudem die Dünen viel höher entwickelt sind, nicht in gleicher Weise zeigen sollten.

Von wesentlich anderm Gepräge als am Westfuß der Wanderdüne sind die Trieb sandstellen der Zwischendüne zwischen Rossitten und Sarkan. — Hier lagern mächtige Sandberge zwischen der Vor- und Wanderdüne, die, durch Sandgräser und Sträucher festgehalten, von den Westwinden nicht weitergetrieben werden konnten. Sie bilden ein wildzerrissenes und zerzaustes Terrain mit unregelmäßigen Erhebungen und Vertiefungen.

In diesen Vertiefungen befindet sich vielfach Trieb sand von zum Teil nicht unerheblicher Tiefe. Die Pferde eines Gastwirtes in Rossitten, die in eine solche Trieb sandstelle geraten waren, mußten ausgegraben werden. Das eine von ihnen war aber nur mit gebrochenen Beinen wieder herauszubringen.

Da auch die niedrigstgelegenen Trieb sandstellen in diesem Terrain hoch über der Mulde am Westfuß der Wanderdüne liegen, so können sie mit dem von dort abfließenden Niederschlage nichts zu tun haben. Es handelt sich hier um mäßig große, im Frühjahr fast regelmäßig mit Wasser angefüllte Becken *), in die von den umgebenden Höhen beträchtliche Mengen von Sand hineingeweht werden. Diese Stellen würden bei allmäßlichem Abfluß oder Verdunstung des Wassers völlig ungefährlich werden, wenn nicht der hineingewehte, an und für sich lose gelagerte Sand immer von neuem durch das aus den benachbarten Sandbergen herausfickernde und in dem festeren Boden an schnellem Abfluß behinderte Wasser aufgelockert würde. Da es sich hier um keine ausgeprägten Trieb sandadern handelt, die Trieb sandbildung vielmehr von der verhältnismäßig geringen Wassermenge abhängt, die aus den benachbarten Sandbergen sickert, so muß ein längeres Ausbleiben oder eine wesentliche Verringerung des Sickerwassers auch ein völliges Zusammensinken des Trieb sandes zur Folge haben, ein reicherer Zufluß das Becken überstauen. Dies ist auch tatsächlich der Fall. In den Trockenzeiten, wo der Zufluß gering ist, bildet der Sand bis zum Untergrunde eine so feste Masse, daß die Trieb sandstellen ohne Gefahr mit Fuhrwerken passiert werden können, während nach genügendem Niederschlag wieder eine vollständige Auflockerung oder Ueberstauung eintritt. Hieraus erklären sich die Unfälle der Nehrunger, die zuweilen eine Stelle für ungefährlich halten, weil sie noch vor wenigen Tagen volle Festigkeit gehabt hat, die aber infolge der inzwischen stattgehabten Durchwässerung und Auflockerung unpassierbar geworden ist **)

*) Vgl. Sokolow, Die Dünen, S. 103.

**) Eine ähnliche Art der Trieb sandbildung schildert Brémontier, Mémoire sur les dunes in Annales des ponts et chaussées 1833 1^{er} semestre S. 105 ff. im südwestlichen Frankreich. — Die von ihm angegebene Erklärung von der Bildung dieses Trieb sandes ist indessen unzureichend, weil er die Wirkung des aus den Dünen sickernden Niederschlages nicht berücksichtigt.

Das Felsenschloß

Märchen von Charlotte Wüstendörfer

Es waren einmal zwei Nachbarskinder, ein Knabe und ein Mädchen. Die hießen Braunaug und Blauaug und hatten sich herzlich lieb. Sie spielten alle Tage miteinander. Und wenn Braunaug zwei Äpfel hatte, gab er einen an Blauaug. Wenn aber Blauaug einen Apfel hatte, so schnitt sie ihn durch und gab Braunaug die Hälfte. Und alle ihre Sparpfennige nahm sie zusammen und kaufte Braunaug eine Armbrust, die ihm beim Krämer gefiel. Braunaug aber hatte auch einmal alle seine Sparpfennige zusammengenommen und Blauaug ein silbernes Halskettchen vom Jahrmarkt mitgebracht mit einem silbernen Herzchen daran. Das war ihr liebstes Schmuckstück. Sie ließ es niemals von sich, weder im Schlafen noch im Wachen und behielt es immer um, ob sie ihr Sonntags- oder ihr Alltagskleid an hatte.

Nun saßen die beiden einmal bei Blauaugs alter Großmutter und hörten Geschichten zu. Da erzählte die Großmutter von dem Felsenschloß der Berges Königin und von der goldenen Krone, die darin verborgen läge. Sie sagte, wer sie gewinne, sollte König werden über das Land. Er müsse aber ein Sonntagskind sein. Sonst sei der Weg leicht zu finden. Man müsse immer am Strom entlang gehen, der durch die Stadt floß, in der Braunaug und Blauaug wohnten, bis man hinauf in die Berge käme, wo seine Quelle war.

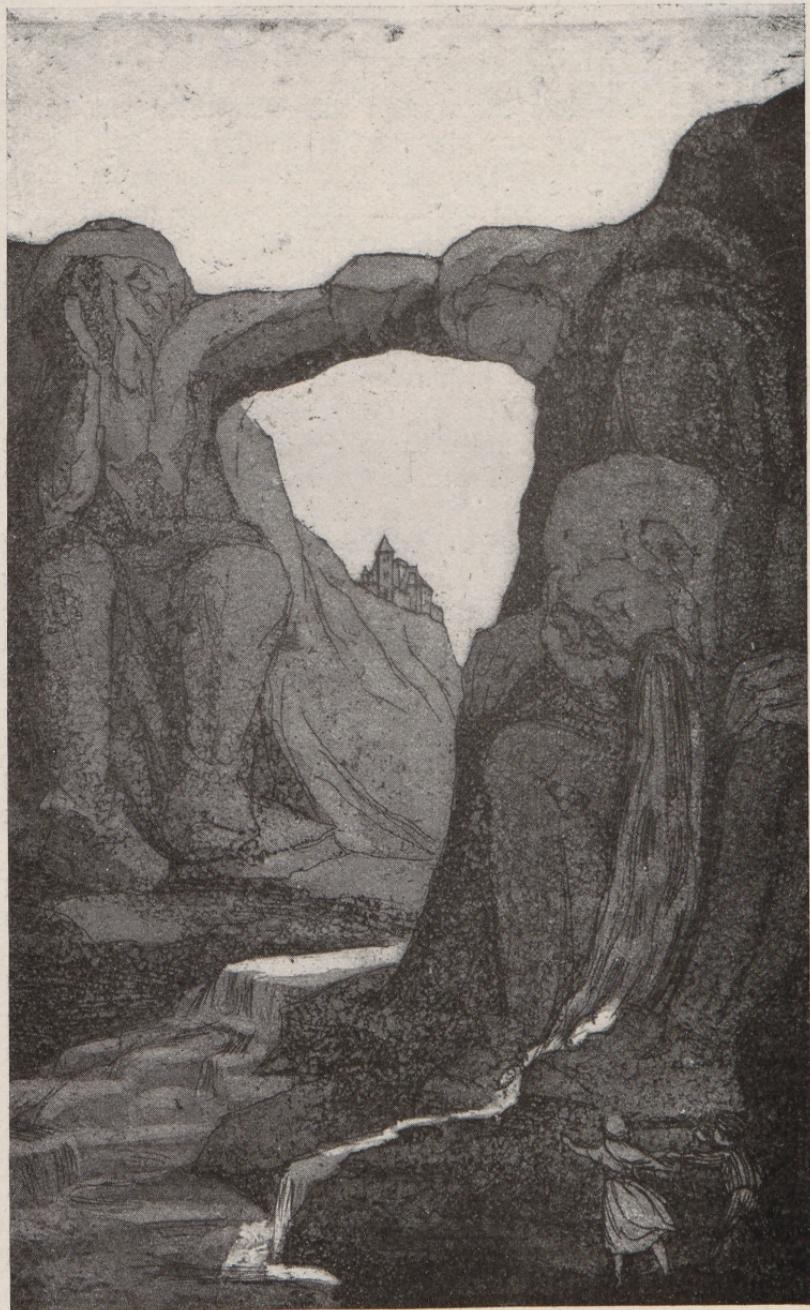
Nun waren Braunaug und Blauaug gerade jedes an einem Sonntag geboren. Und so beschlossen sie denn, das Felsenschloß zu suchen.

„Dann werde ich König“, sagte Braunaug.

„Und ich werde deine Frau Königin“, sagte Blauaug; denn das war unter ihnen ausgemacht, daß sie einander heiraten wollten, wenn sie groß genug dazu wären.

„Aber wir wollen uns auch nicht verlassen und immer treu zu einander stehen“, sagte Blauaug. Sie wollten auch nicht eines ohne das andere das Schloß suchen gehen. Und wenn sich eines verliefe, sollte das andere warten. Und das bekräftigten sie unter sich mit heiligen Eiden.

So nahm denn Braunaug seine Armbrust, und sie gingen den Strom hinauf in den Wald. Da war nicht Weg und nicht Steg, und ein anderes hätte sich wohl gefürchtet. Aber sie waren beieinander, und da waren sie nicht bange. Sie wanderten und wanderten eine lange, lange Zeit und kamen immer höher ins Gebirge hinauf. Zuletzt waren sie so weit fort, daß die Stadt wie ein winziges



Das Felsenchloß

rotes Klümpchen unter ihnen lag. Konnten sie sie sehen, so waren sie fröhlich und sagten: „Heute finden wir das Schloß!“ Meistens konnten sie sie aber nicht sehen, denn die Wolken waren schon unter ihnen und verhüllten die Stadt.

Da war auch kein Wald mehr, nur Blaubeeren und niedere Sträucher wuchsen da, und hin und her ein Baum. Der schwiebte ängstlich an der kahlen Felswand. Und die Felsen waren so hoch und jäh. Und der Strom war ein schmaler Fluß geworden und sprang rauschend über Steine und Stufen und hatte so klares Wasser, daß man die Fische darin schwimmen sah. Da wateten Braunaug und Blauaug hinein und fingen sich Fische zum Mahl. Aber es wäre unmöglich gewesen, hinüber zum anderen Ufer zu kommen. Sahen sie die Sonne untergehen, so sprachen sie: „Jetzt ist's drunter schon Nacht“, und dachten daheim an ihre Lieben, und was sie wohl sagen würden, wenn sie mit der Krone zurückkämen. Kamen sie aber an einen Wasserfall, so blieben sie stehen und faßten sich bei der Hand und sprachen: „Seltsam ist der Bergeskönigin Reich!“

Da kamen sie durch eine enge Schlucht. Da war der Pfad oft so schmal, daß sie kaum vorbei konnten, ohne in den Strom zu fallen. Und plötzlich kamen sie an ein Felsentor. Da saßen drei schlafende Riesen. Braunaug und Blauaug blieben stehen und fürchteten sich sehr, daß sie erwachen möchten und ihnen ein Leides tun. Aber jenseits des Stromes auf einem hohen, steilen Berge lag ein Schloß. Das hatte Zinnen von Gold und Demanten und gleißte und glitzerte im Sonnenschein so herrlich, wie sie noch nichts gesehen hatten. Da faßten Braunaug und Blauaug einander wieder bei der Hand und sagten leise: „Das ist das Schloß der Bergeskönigin.“

Sie waren an dem Tage aber weit gewandert und sehr, sehr müde. Da setzten sie sich unter einen Holderbusch und faßten sich um und schliefen ein.

Als sie wohl bis zur halben Nacht geschlafen hatten, wachte Blauaug auf und hatte großen Mut. Sie stand auf, ging zu dem ersten Riesen und weckte ihn und schenkte ihm ihre Schuhe und sprach: „Herr Riese, wollt ihr uns wohl hinüberlassen?“

„Gewiß werde ich euch hinüberlassen!“ sagte der Riese. „Ihr dürft mir nur nicht auf meinen Bart treten, sonst schüttle ich mich, und dann fallen die Steine auf euch herab und erschlagen euch.“ Der Bart war aber gerade der Bach, der an dieser Stelle in den Strom mündete, und durch den Braunaug und Blauaug hatten waten wollen, um weiter zu kommen.

Darauf weckte Blauaug den zweiten Riesen, schenkte ihm ihre Mütze und sagte: „Herr Riese, wollt ihr uns wohl hinüberlassen?“

„Gewiß werde ich euch hinüberlassen“, antwortete der zweite Riese. „Ihr dürft mir nur nicht auf meinen Arm treten. Sonst

nehme ich ihn fort, und ihr stürzt in die Tiefe.“ Der Arm war aber gerade die Brücke, über die Braunaug und Blauaug hatten gehen wollen.

Blauaug ging zum dritten Riesen und weckte ihn und schenkte ihm ihren Mantel. „Herr Riese“, sprach sie, „wollt ihr uns wohl hinüberhelfen?“

„Dir will ich wohl hinüberhelfen“, sagte der Riese, „aber nicht deinem Gefährten. Ihr müßt euch trennen. Denn nur einem Menschen darf ich helfen in dieser Nacht.“

„Nein“, sagte Blauaug, „wir müssen doch zusammen das FelsenSchloß suchen gehen.“

Und am nächsten Tage beratschlagten sie, wie um das FelsenTor herumzukommen sei. Aber es gab keinen anderen Weg, der zu dem Schloß führte.

In der nächsten Nacht wachte Braunaug auf. Er stand auf und ging zu dem ersten Riesen und schenkte ihm eine Rehhaut und sprach: „Herr Riese, wollt ihr uns wohl hinüberhelfen?“

„Gewiß!“ sagte der Riese, „aber tretet mir nicht auf meinen Bart, sonst schüttele ich mich, und dann fallen die Steine auf euch herab und erschlagen euch.“

Darauf weckte er den zweiten Riesen und schenkte ihm eine schöne Vogelfeder und fragte: „Herr Riese, wollt ihr uns wohl hinüberhelfen?“

„Gewiß“, sagte der Riese, „aber tretet nicht auf meinen Arm, sonst nehme ich ihn fort und ihr stürzt in den Strom.“

Darauf ging er zu dem dritten Riesen, schenkte ihm einen kostbaren Stein, den er unterwegs gefunden hatte, und fragte: „Herr Riese, wollt ihr uns wohl hinüberhelfen?“

„Dir will ich wohl hinüberhelfen“, sagte der Riese, „aber nicht deiner Gefährtin. Ihr müßt euch trennen. Denn nur einem Menschen darf ich helfen in dieser Nacht.“

Da dachte Braunaug, daß die Stunde des Glücks nur einmal käme, und daß Blauaug wohl wieder zurückfinden würde zu ihrer Großmutter und ließ sich von dem Riesen über den Strom sezen und wanderte allein nach dem Schloß der BergesKönigin.

Als Blauaug aufwachte, war er schon so weit fort, daß sie ihn nicht mehr sehen konnte. „Er hat die Armbrust mitgenommen“, sagte sie, „er wird gegangen sein, ein Tier zu jagen. Ich will auch derweil fleißig sein und tun, was in meinen Kräften steht.“ Und sie trug Holz zusammen für das Feuer und machte sich ans Blauberensammeln. Aber der Korb war lange voll, und es war Abend und Braunaug kam nicht wieder zurück.

Aber Blauaug war ganz wohlgemut. „Die Dunkelheit wird ihn überrascht haben“, sagte sie. „Er wird morgen kommen. Ich

will ihm derweil kochen, was er gern ißt.“ Und sie sammelte die schönsten Pilze. Aber der zweite Tag verging auch. Und Braunaug kam nicht wieder zurück.

Da wartete Blauaug Tag für Tag und kochte jeden Tag eine Suppe und grub den Topf in die warme Asche ein, daß sie heiß bliebe, wenn Braunaug käme. Aber Braunaug kam nicht wieder.

Schließlich wurde es Herbst. Da kam der Sturmriese des Weges und sagte:

„Blauaug, willst du mein eigen sein?

Ein hundertmal schöner Schloß ist mein.

Das ist ganz aus roten Abendwolken gebaut.“

„Nein“, sagte Blauaug, „ich muß warten, bis Braunaug wieder kommt.“ Da blies der Sturmriese sie an, daß sie bis in die innerste Seele erschauerte. Da suchte sie sich einen großen Berg durrer Blätter zusammen, um sich darin zu verkriechen.

Als es noch später im Jahre wurde, kam der Schneerie und sagte:

„Blauaug, willst du mein eigen sein?

Ein hundertmal schöner Schloß ist mein.

Das ist ganz aus schimmerndem Schnee gebaut.“

„Nein“, sagte Blauaug, „ich muß warten bis Braunaug wieder kommt.“ Da schüttete er einen großen Sack Schnee aus, daß alles weiß und vergraben ward. Sie mußte sich ihr bißchen Nahrung mühsam unter dem Schnee vorkrähnen und litt großen Hunger.

Als es richtig Winter geworden war, kam der Frostrie und sprach:

„Blauaug, willst du mein eigen sein?

Ein hundertmal schöner Schloß ist mein.

Das ist ganz aus klingendem Eis gebaut.“

„Nein“, sagte Blauaug, „ich muß warten bis Braunaug wieder kommt.“ Da schaute der Frostrie sich um, und alles erstarrte vor seinem Blick. Der Schnee wurde hart und klingend, und der Strom fror zu. Es nützte Blauaug auch nichts mehr, daß sie sich unter ihre durrten Blätter verkroch. Am nächsten Morgen war sie tot und erfroren.

Als sie zu Gott in den Himmel kam, sollte sie ein schöner Engel sein. Aber sie sagte: „Dann kann ich ja nicht warten, bis Braunaug wiederkommt.“ Da erlaubte Gott ihr, daß sie die Gestalt einer Taube annähme und wieder zur Erde flöge. Sie setzte sich auf die alte Stelle. Das silberne Ketten aber mit dem Herzchen hatte sie mitgenommen.

Braunaug war unterdessen richtig ins Felsenschloß gelangt. Als er vor die Bergeskönigin trat, saß sie in einem glitzernden

Marienglasaal. Sie saß auf einem hohen Stuhle und hatte einen schloßweißen Mantel um. Und abends schmückte sie sich über und über mit Rosen.

Die Krone aber lag auf dem Tisch und leuchtete und glänzte, daß der ganze Saal davon hell war. Braunaug trat herzu und wollte danach fassen.

Aber die Bergeskönigin ließ es nicht zu: „Rühr sie nicht an!“ sagte sie, „nur eines Mägdleins Hand darf sie dir aufs Haupt setzen. Sonst zerfließt sie in Nebel und Glanz.“

„Ach“, sagte Braunaug da, „warum habe ich Blauaug nicht mitgenommen! Ich will umkehren und sie holen.“

„Wie willst du das denn machen?“ sagte die Bergeskönigin.

„O“, sagte Braunaug, „das ist ganz einfach: Wir tun, als wenn wir einzeln gekommen wären und lassen uns jeder in einer Nacht von dem Riesen über den Strom setzen. Und eins muß auf das andere am anderen Ufer warten.“ Und er wunderte sich sehr, daß es ihm nicht schon früher eingefallen war.

Als er aus dem Felsenschloß wieder heraustrat, kam ihm alles seltsam verändert vor. Die alten Bäume waren fort. Und wo ein junger Schößling gestanden hatte, war nun ein gewaltiger Baum gewachsen, daß ihn sechs Männer nicht umspannen konnten. Da dachte er, die Riesen hätten ihm einen Spuk angetan, daß er den Weg nicht so leicht zurückfände. Aber er kam doch ganz gut damit zurecht.

Als er an die Stelle kam, wo er Blauaug verlassen hatte, saß eine weiße Taube da auf einem Holderstrauch und hatte ein silbernes Kettchen im Schnabel. Und als er darunter stand, warf sie das Kettchen herab. Da hob er es auf und sah, daß es Blauaugs war.

„O“, rief Blauaug da, „nun habe ich doch gewartet, bis Braunaug zurückgekommen ist!“ Aber in ihrer Taubensprache klang es: „gurr gurr“, und er konnte es nicht verstehen. Sie breitete ihre Schwingen aus und flog in den Himmel hinein. Und Braunaug stand und sah ihr nach und wußte nicht, daß es Blauaug war.

Als er sich dabei umsah, war aber das Schloß verschwunden, und er bekam es nicht wieder zu sehen.

Da ging er traurig wieder zurück in seine Heimatstadt und nahm das silberne Kettchen mit. Als er dort hinkam, sah alles so anders aus: Ganz neue Häuser standen dort, daß er sich gar nicht mehr zurechtfinden konnte. Und die Menschen hatten ganz andere Kleider an und hatten eine andere Art, miteinander zu reden, und er konnte keinen einzigen von ihnen. Und Einrichtungen sah er, die er nicht kannte, und vor denen er sehr erschrak.

Da ging er zu einem Goldschmied und zeigte ihm das Kettchen und fragte, wie alt es wohl sein möchte.

„O“, sagte der Goldschmied, „das Kettchen ist ein altes Stück. Es kann wohl siebenhundert Jahre her sein, daß es geschmiedet wurde.“ Da fiel Braunaug um und war tot.

Als er in den Himmel kam, stand Blauaug und wartete auf ihn. Sie hatte für ihn gebeten. Und er durfte nun mit ihr ein schöner Engel sein.

Ostpreußischer Waldsee

Von Alfred Hein

Nein, ich will nicht sagen, wie dieses weltvergessene Wasser im hohen alten Walde heißt, nicht Stadt noch Dorf nennen, die zwischen hohen Aehrenfeldern, Blumenhügeln, schmalen Waldraupen ein letzter roter Gruß hastenden Menschendaseins sind, wenn auch in ihren stillen Häusern und bescheidenen Hütten eine sich wohlig räkelnde Gemälichkeit ihre Bleibe hat. Es mag am Lago maggiore und am Königssee schönere und großartigere Eindrücke geben, aber diese sind mit einer Aufgeregtheit baedekermäßiger Bewunderung und großstädtischen Trubels verbunden. Hier aber im südöstlichen Winkel der zwischen den Slavenstaaten verschlagenen Provinz herrscht selbst in der Hochsaison hörbar atmend eine leis-feierliche Stille. Gewiß, in der Nähe der Kreisstadt, die ohne viel Grazie von nüchternen Händen auf ein paar Hügelchen hingewürfelt ist, begiebt der Einsame, der sein Ich zerhebt und zerschunden in die Trost Einsamkeit eindenken will, noch ein paar Wandervögeln, einem kleinen Gesangverein und ein paar Ausflüglerfamilien. Dies aber auch nur an einem Sonntag, an dem in Wannsee oder Blankensee Hunderttausende die Luft schöpfen, die der andere ihm weg schnappt.

Gestern abend aber, als ich ganz allein an den Ufern des namenlos schönen Sees gelassen dahinwanderte, da waren die Wege über die Wiesen, durch stilles Feld in den Wald hinein unberührt von fremden Menschen, als wären sie, denn ganz golden lag die Sonne über ihnen, eben vom Himmel gefallen. Kein Turm, der eine Stunde noch schlug, keine Glocke, die sie rief, aber viele Vögel saßen im Gezweige und sangen, als wäre das Leben ein für immer leuchtender unsterblicher Traum, ganz aus Einsamkeit und Frieden entstiegen. Ein paar Hütten mitten im Walde, und wahrhaft, Waldmenschen, seltsame Fremdheit in den einfältigen Augen all dem gegenüber, was uns Großstädttern allzu geläufig geworden ist, fristen hier ihr armseliges aber an Ruhe reiches Dasein. Doch schon bin ich ihren neugierigen Blicken entglitten, nur noch ein Pferd im

Schilf, zwei Kühe auf der Wiese, dann nur noch ein paar Falter über Blumen, und wieder schaut mich das große blaue Auge des Sees allein an. Goldglanz liegt auf der dunklen Braue des Waldes, rosiger Schimmer zittert über den silberfeucht gütigen Blick dahin, der Wind wandert langsam den See auf und ab, wandert langsam über die lichtverschwimmenden Gipfel der alten Tannen dahin, wandert langsam über meine Augen und über mein Haar. So verwehe ich in diesem unsäglich süß alle Erdenschwere abstreifenden Abendfrieden. Alles ruht wie in meiner Seele, das aber ist das Wunderbare, meine Seele, so groß sie dies ganze Märchen umfaßt, ruht wiederum in jedem dieser naturewigen Dinge. Ich lebe im Kelch einer Blume, als Spielzeug im See, als Rauschen des Waldes, ich schwebe dahin mit der Schwalbe, wenn sie aber durch den abendlischen Rauch des fernen Dorfes sich schwingt, wandle ich mich in diesen, steige zum Himmel empor, sinke auf die Wiesen herab, streiche über sanfte Gräser, verliere mich auf dem dunklen Grunde des immer verklärter, immer stiller leuchtenden Sees.

Da habe ich gar nicht gemerkt, daß um den See herum mit schmaler Spur eine Eisenbahn fuhr, jetzt erst sehe ich, daß meine Füße zwischen den Schienen dahinschreiten. Und dort, wo plötzlich der Habicht auff scheucht, kommt ein dünnes Gebimmel daher, das immer lauter wird. Langsam rollt das Bähnlein heran und es wirkt gar nicht störend, es trotet daher, als wäre es ein Kinderpielzeug. Faucht vorbei, nur ein Eichhörnchen, das im Geäste ruhig sitzen bleibt, und ich schauen der dunklen Schlange nach, die nun, da sie vorüber ist und in die laute Welt hineingleitet, irgendwie erschauern macht und die Seele davon abwenden läßt.

Ja, das war gestern, — oder ist es schon eine Ewigkeit her? — und lebe ich längst auf der Mittagswiese im Herzen des Waldes ein zweites Leben? Um den See bin ich herumgezogen, der Wald öffnete sich paradiesisch, wie von riesenhaften Engeln mit künstlerisch graziöser Hand und doch naturentquollen geformt ragen zu beiden Seiten der grünen Schneise die Tannen empor, jeder Baum eine Welt, die da spricht: Verweile doch, du bist so schön! Am besonnten Wegrand hängen unter zierlichen Blattschirmen eben reif gewordene Erdbeeren wie das Lachen meines Blutes, das Gestalt erhalten hat. Spürbar werd' ich von dem Walde angesogen, immer tiefer verwehe ich in ihm, nicht anders wie eine Samenpolle, abgestoßen von irgendeiner Blüte, die dem Winde ihrer Sehnsucht sich hingibt, irgendwo und irgendwann Frucht zu werden. Und nun habe ich mich seit Stunden auf dieser von hohen domhaften Tannen umschlossenen, umschlafenen, gräser schwelenden Wiese niedergelassen. Ich reise. Mitten in der Sonne. Mitten im Walde. Mitten im blauen Herzen eines sonnigen Himmels. Dieses Reisen geschieht

nicht mehr ichbewußt in der Zeit dieser Erde, es ist losgelöst von allem Irdischen, ein einfaches aber gewaltiges Hineinschwellen in die sphärische Stille der immer steiler und majestätischer sich in den Himmel hineinbauenden Waldkathedrale. Dann und wann hat der Specht. Manchmal summt eine große Fliege. Ein Bussard kreist mit hörbaren Flügelschlägen. Alles geschieht wie im Traum, siehe, im ewig gleichen Rhythmus wiegen mächtig und doch elastisch die Riesenstämme hin und her, schau dann wieder dicht in die Gräser hinein, und diese werden zu einem gewaltigen Walde, Goldkäfer und dunkelblaue Libellen wandeln darinnen, alles ist wie ein Traum und dennoch von einer geradezu auf der Zunge zu spürenden duftstarken Wirklichkeit. Dieses Schwebefühl des Ich-weiß-nicht-wo, des Weiß-nicht-warum, das sich mit einem ganz klaren Gefühl, eben dem einsam und grün in der Sonne Reisen zusammenmischt zu verzücktem Selbstvergessen, daß die Seele selbst schließlich namenlos hold wie dieser Wald zwischen Himmel und Erde wiegt, das war das Wunderbare dieser Freude und Glanz langsam in des Waldes Dunkel zwischen Moos und Heidekraut einsenkenden Stunden.

Dann war die Sonne fort, aber wie ein Sinnbild des glühenden Glücks dieses verlorenen aber unvergesslichen Tages steigt hausgroß der orangenflamme Mond über der Straße empor, die staubig und müde zu den Städten gequälter Menschen führt.

Ein Blick zurück auf den stillen See und den schwarzen schweigenden Wald, die in dem Nebel verschwinden, der aus den Wiesen steigt, und es ist, als trüge eine Silberwolke die sanfte Landschaft zu den Sternen empor.

Sturmsonne und Anderes

Das brausende Liebeslied war verstummt – und vor mir lag ein Stückchen Himmel, ganz wollüstig und weich... und meine leise klingenden Finger spielten es in müden, müden Farben – und dann das Meer, dunkel von gefärbter Leidenschaft, nur hell aufzitternd in verhaltenem Jubel..., mit stolzem Handrücken setzte ich die Farben auf, rotblau, schwarzblau – an der einen Seite ein Etwa, wie ein Felsstück, wie ein Mensch, der die Zähne zusammenbeißt, und sein Herz versteinern ließ – und mit scheuen, braunen Strichen ging ich schnell daran vorüber – am Ufer noch ein paar Bäume... und alle feinen, süßen Zärtlichkeiten, die Liebesträume, die in meinen Händen sind, ich ließ sie tanzen in bizarrem Grün, hinein in diese Sturmsonne!

*

Ich lag ganz dicht am Meeresufer, und meine Augen waren in den weißen Wölfen, die über die grüne Wassersteppe ließen – in grauen Wolkenbergen türmten sich Gedanken hoch, da glitt ein rotes Segel lauflos an mir vorüber, und mein Herz verblutete in ihm –

(Aus „Memelandskizzen“ von Jenny Boese-Baum)

Sizilianen von Strand und Meer

Von Gertrud Liebisch

Strandgang

Schaumschlangen schnellten mit Gezisch
grün-äugig aus den Wogen hoch.
Der Dünengwald so seewindfrisch,
daß sich die Birke bebend bog.
Wie war dies herbe Dustgemisch,
das ich voll Inbrunst in mich sog,
der Seele Labtrunk, zauberisch,
die durch den Sturm zur Sonne flog.

Einsame Nehrungskiefer

Außs Dünengras, das ihr zu Füßen kauert,
sieht sie mit gramzerrischem Angesicht,
weil es der weiße Sandtod stets umlauert,
doch Furcht kennt ihre starke Seele nicht.
Sie hat schon viele Stürme überdauert
und hebt, daß sie sich still mit Gott bespricht,
tiefeinsam und von Sehnsucht weh durchschauert,
die kupfergoldne Harfe hoch ins Licht.

Nehrungskiefer im Sturm

Nordwest sprang auf und peitschte wild die Kiefer,
die troß'ge Urweltriesin, todgesetzt,
ihr strupp'ges Haupt, daß altersgrau wie Schiefer,
ihr sturmzerfetztes rauhes Schuppenkleid;
und kampffroh rauschte — schmerzverschüttet schließt er —
ihr Harfenton in die Gotteinsamkeit.
So inbrunsttief durch Sturm und Brandung rief er,
wie eine Seele nach Erlösung schreit.

Vor dem Gewitter

Ums angstgedückte, graue Dünengras
schurrt aufgeregter Sand im Surretanze.
Strandhafer zittert ohne Unterlaß.
Weiß stehn die Dünen im granitnen Glanz
der Wolken schroffen — wie erstarrt in Haß.
Die See geht müde . . . schleppenden Gewands,
in sich versunken und perlmutterbläß
trägt sie leiß schluchzend einen Wellenkranz.

Sturm am Meer

Das aufgepeitschte Meer springt hoch und krallt
sich gierig ein und fräßt sich in die Bucht.
Gischtenschlangen zischen steilhoch, knäulgeballt.
Furchtbebend unter Sturm- und Wolkenwucht,
ächzt hilferufend dumpf der Föhrenwald.
Weiß flocken, aufgescheucht und auf der Flucht
mit schrillem Schrei, der jäh im Sturm verhallt,
die Möwen über schattendunkler Schlucht.

Das Meer

Du Orgel Gottes, rauschst mit Urgewalten
der Seelen Sehnsucht in den Sonnensaal;
jahrtausendalt, wird nie dein Lied veralten,
denn aus dir stöhnt der ganzen Menschheit Qual.
Zwiesprache will Gott mit sich selber halten
und jeder Ruf, den er gehört einmal,
wird unter heiligem Zorn und Händesfalten
auf dir zum leid-erlösenden Choral.

Tiere im Bilde der westpreußischen Landschaft

Von Dr. p. Speiser

Von fröhlicher Wanderfahrt kehrten wir zurück und sitzen noch beisammen, einander erinnernd an so viel Schönes, das wir schauen durften. Und der staunende Städter hört mit Verwunderung, wieviel Gestalten aus der Tierwelt wir uns zu nennen wissen; sieht er doch selten nur, wenn er einmal hinauszieht, etwas von all den vielen Tiergestalten, die unsere Landschaft rings beleben, und doch könnte er sich manches Dutzend vertraute Freunde unter ihnen schaffen, die dann ebenso unersetzlich zum Bilde der Heimat gehören, wie die Landschaftsform, wie der erratiche Steinblock oder besonders wohlvertrauter Baum- und Pflanzenwuchs.

Fragen wir uns aber: gibt es denn Tiere, die in der westpreußischen Landschaft Gepräge gebend hervortreten? Die Antwort muß bejahend ausfallen, sowie wir nur eine Landschaftsform an sich auch schon als kennzeichnend heimatlich westpreußische Landschaft empfinden. Mancherlei Verschiedenartigkeiten gibt es: die torfigen oder lehmigen Niederungen des Werders, die sandigen Hügel der Moränen-Züge oder die noch sandigeren Flachstrecken in ihrem Süden, den Seestrand und die weitgedehnten Seenflächen im Binnenlande. In jeder Landschaftsform ein wechselndes Pflanzenkleid, in jeder Landschaft dann aber auch eine verschiedene Tierwelt, in deren Kenntnis und Erkenntnis wir uns nur etwas zu vertiefen brauchen, um in ihr maßgebende und nur für unser Westpreußen zutreffende Züge zu erkennen.

Nun gibt es ja Landseen auch anderswo, mit Felsblöcken bedeckte Höhen und torfige Niederungen; und doch ist es ein ander Ding, ob die in Westpreußen liegen oder etwa in Kärnthen oder Ungarn: das bewegliche Leben in dieser Landschaft ist ein ganz anderes hier und dort, und wir brauchen uns nur dessen zu erinnern, daß diese Belebung der Landschaft ihre Geschichte bedeutet, dann werden wir unsere westpreußischen Lebensformen mit ganz anderen Augen, mit ganz anderer Schätzung und Liebe ansehen.

Wir dürfen aber nicht lärmend mit Geschwätz und lauten Wandersliedern, wenn wir heimatliches Tierleben beobachten wollen, sonst verstummen die heimlichen Stimmen des Waldes, und lange, ehe wir an die Stelle kommen, wo sich uns ein herzerquickendes Bild verschwiegenen Tierlebens geboten hätte, haben sich die scheuen Gestalten davongemacht. Aber lauscht einmal hinein in den Wald und horcht auf den trillernden Pfiff des kräftigen Schwarzspechtes, der sein Ehegemahl ruft! Nähert euch behutsam der Lichtung im Hügelwald, wo der urgewaltige Auerhahn mit seinen Hennen weidet! Freuet euch an den zierlichen Balztänzen des Goldammer-

hähnchens oder nehmst es in euch auf, wie ganz und gar der zwirnende Gesang des Grauammers unzertrennlich hineinpaßt in die Weitgedehntheit waldiger Heideflächen! Dann fällt unser Blick zu Boden, und wir sehen schwarz-geflügelte Raub-Wespen von drei Arten durch das Heidegras huschen, um ihrer Brut Nahrung zu jagen. In lastender Sonnenschwüle gaukeln über die Heide die Sandfalter, die sich nachher so eigentümlich schief zu Boden setzen, und die in Westpreußen noch eintöniger grau braun gefärbt erscheinen, als ihre Artgenossen anderswo. Ist es nicht mehr als bloßer Wissensballast, wenn wir uns vergegenwärtigen, daß von dem vielgestaltigen Spinnenvolk ringsumher ein sehr großer Teil mit den Namen bezeichnet werden muß, die ein Danziger Forscher ihnen gegeben hat? Da befestigt eines von diesen Spinnchen ein rundes Beutelchen an einem Grashalm, das seine Eier birgt, und umkleidet dieses Beutelchen mit grauer Erde; und bei uns in Westpreußen wird immer von neuem der Kampf ausgefochten zwischen den sorgenden Spinnen-Mütterchen Agroeca und den Schlupfwespen Gelis, die durch die Erdbekleidung hindurch die Spinneneier anstechen wollen; an westpreußischem Material ist erforscht, daß in Wechselwirkung zwischen der immer sorgfältiger bauenden Agroeca und der deshalb einen immer längeren Stachel brauchenden Gelis sich eine neue Form herausgebildet hat. Besuchen wir zur rechten Zeit die Heidestrecken in unseren sandigen Kiefernwäldern, dann finden wir an Heidelbeerblüten (Preißelbeeren) Bienlein saugen, die sonst im Wesentlichen als Besucher nördlicher Gegenden bekannt sind. Um einzelne versandende Seen finden wir da und dort die Renntierbremse, ebenfalls ein Tier des Nordens, auch bei uns, und wenn wir dann auf die hoch gelegenen Torfmoore gehen, dann begegnen wir einer ganzen Gemeinschaft von vielgestaltigen Insekten, Milben, Spinnen und anderem Kleingetier, das ebenso im Norden unseres Erdteiles und teilweise auch im nördlichen Amerika, zu den regelmäßigen Erscheinungen gehört, weiter südwärts und westwärts als bei uns aber kaum gefunden wird.

Das eben ruft uns die Geschichte unserer Heimat in Erinnerung, die einstmals gletscherbedeckt und kaum belebt war, in der dann aber zunächst alle diese Gestalten ihre Lebensbedingungen fanden, die dann dem nordwärts weichenden Gletschereise und den entsprechenden Feuchtigkeits- und Wärmeverhältnissen in angemessenem Abstande folgten. Weiter südwärts und westwärts, wo sie zur Eiszeit vielleicht auch gelebt haben, sind sie jetzt ausgestorben. Bei uns in Westpreußen aber bleiben sie noch als „Zeugen der Eiszeit“: der gelbe Falter *Colias palaeno*, der kleine Eulenschmetterling *Plusia microgamma*, die eigenartige Fliege *Pogonota*

hircus u. a. m. Hierher gehört natürlich auch der wunderschöne Polartaucher, der auf einigen verschwiegenden Seen der Provinz noch seine Brutstätten hat, während er sonst ein Bewohner des Nordens ist und nur auf dem winterlichen Zuge, wenn die nördliche Heimat in Schnee und Eis erstarrt, sich an unseren Küsten und in der Bucht einzufinden pflegt; hierher gehört auch die Zwergmöve, die am Drausensee nistet. Das mannigfache winterliche Vogelleben in der Danziger Bucht, teilweise auch auf den großen Seen der Höhen, bildet eine ganz eigenartige, für unsere Heimat eigentümliche Erscheinung, die leicht noch vervollständigt wird durch andere nördliche Zugvögel: die Schneeammer und die Schneelerche, den Rauhfuß-Bussard und die wunderschöne Schnee-Eule, wohl auch einmal den eigentümlichen spitzschnäbigen Wassertreter *Phalaropus*. Die Liste dieser Nördlinge könnte ziemlich lang ausgesponnen werden, begnügen wir uns aber hier mit dieser andeutenden Nennung einiger besonders bekannter Vertreter.

Denn wenn auch diese Nördlinge bei einer Durchmusterung unserer gesamten Tierwelt an Zahl einen erheblich größeren Anteil stellen, als in anderen Landstrichen, so dürfen wir doch auch nicht an denjenigen Gestalten vorbeigehen, die uns weitere und spätere Zeiten in der Geschichte unserer Tierwelt vergegenwärtigen. Das sind diejenigen, die aus dem Süden zu uns kamen, als die Eisbedeckung wich, als das Klima wärmer und trockener wurde. Viele solche Zuwanderer sind ja weit über Westpreußens Gaue hinaus nordwärts, westwärts oder nordostwärts gewandert und erstrecken ihre Wohnsätze heute über weite Landgebiete. Manche anderen aber, wie z. B. die Haselnatter (*Coronella austriaca*), einige entzückend gezeichnete, flechtenfressende Eulenschmetterlinge aus der Gattung *Bryophila*, nebst einigen anderen Schmetterlingen, *Adopea acteon*, *Phibalapteryx aquata*, auch die in Ostpreußen kaum noch und nur eben am Südrande gefundenen *Papilio podalirius*, *Melanargia galathea* und *Callimorpha quadripunctaria*, unter den Wildbienen die bei Kulm gefundene *Eucera hungarica*, nebst einigen anderen, finden bei uns ihre nördliche Begrenzung und müssen uns deshalb merkwürdig sein. Gar bei Kahlberg der „Große Ameisenlöwe“ *Acanthaclisis occitanica* hat dort einen inselartig vereinzelten Fundort und ist eine große Merkwürdigkeit für Westpreußen, während er sonst ein Bewohner der Pyrenäen-Halbinsel ist.

Wir vergessen auch nicht, daß in westlichen Anteilen der Provinz noch die echte Nachtigall den Lauscher in den Frühlingsnächten erfreut, während sie in dem größeren Teile der Provinz und weiter ostwärts durch den kräftigeren Sprosser abgelöst und ersetzt wird.

Auch noch andere dem Namen nach ebenso wohlbekannte, nur leider den meisten Wanderern nie begegnende Tierchen birgt unsere

Heimat. Wie köstlich, wenn wir auf einer stillen Feldwanderung ein Hermelin belauschen können, das im Sommer einen fein braunen Pelz trägt und nur im Winter weiß ist! Es gehört, was wohl nicht allzu viele wissen, zu unseren westpreußischen Raubtieren. Und es findet neuerdings sogar leichtere Beute als in früheren Jahrzehnten oder Jahrhunderten, nachdem das Wildkaninchen sich bei uns mehr ausgebreitet hat. Diesem aus den Mittelmeerlandern kommenden Fremdling bieten die öd gehaltenen Bahndämme und Schutzstreifen willkommene Gelegenheit, sich anzusiedeln und auszubreiten, und er zählt den einheimischen Räubern manchen Blutzoll ohne Bekümmernis, denn seine Vermehrung macht solche Verluste wett. An vielen Stellen ist das Wildkaninchen zu Jagdzwecken absichtlich eingeführt und dann von dort aus in die Umgegend verwildert. Ebenso eingeführt ist der Damhirsch, der in manchen gehegten Wäldern und ihrer Umgebung dem Bilde der Landschaft Leben gibt. Aber das Damwild ist einmal nicht so formenstreng wie unsere an die karge Landschaft angepaßten einheimischen Arten und andererseits doch nicht so ruhig und gelassen wie ein ganz gezähmtes Wesen unserer Haustiere. Darum bleibt es uns immer etwas fremdartig, ebenso der Fasan. Alle diese fremden Zukömmlinge neuester Zeit, Kaninchen wie Damwild und Fasan, kamen allemal aus dem Süden, während die genannten Nördlinge sich den strengen Linien und Gedanken der Landschaft viel inniger einfügen.

Aber auch manche ganz allgemein verbreitete Form erkennen wir als geschichtlich merkwürdig, als Naturdenkmal, das der Ausrottung entgegengehen mag, oder aber als ausgesprochene Charaktertiere, die gewissen Landschaften das Gepräge geben. Zu letzteren gehört insbesondere auf den Moränen-Halden der Höhen der muntere Steinschmäzer (*Saxicola oenanthe*) mit dem weißen Bürzel. Auf den wenig ertragreichen, nur weitläufig besiedelten und kaum bewaldeten Heidestrecken die schlaue Elster und an den Seen die kräftige Rohrdrossel, deren Verbreitung nicht allzuweit nördlich reicht. Wenn wir von dem Haussrotschwänzchen erfahren, daß es erst jetzt in Ostpreußen allmählich nordwärts gedrungen ist und uns vergegenwärtigen, daß für dieses muntere Vögelchen menschliche Bauwerke, gewissermaßen als künstliche Felsen, erst den Ersatz bieten für die Lebensbedingungen seiner eigentlichen Urheimat, dann wird auch dieser muntere Geselle uns lieb und wert werden, ähnlich dem weißen Storch, der sich recht eigentlich auch erst mit menschlicher Besiedelung in unserem Lande hat ausbreiten können. Der weiße Storch kämpft bei dem fortschreitenden Ersatz der Strohdächerbauten durch ungemütliche Kunststeindächer um seine Erhaltung; er findet immer weniger Wohnung, weil der in ganz anderen, naturabge-

wandten Gedankenbahnen hastende Mensch ihm nicht mehr durch ein altes Wagenrad oder dergl. die Gründung einer Heimatstätte erleichtern mag. Anders der Schwarz- oder Waldstorch, der auch immer seltener wird, den wir als Naturdenkmal schützen wollen; er teilt mit dem Uhu und dem Raben das Schicksal, daß eine die Nutzung über alles stellende Forstwirtschaft und ein zunehmender lärmender Verkehr, der Land und Wald in immer kleinere Fezen zerschneidet, ihm das Wohnen immer mehr verleidet und ihm die Nahrung nimmt, und es bedarf dann noch nicht einmal einer besonderen Verfolgung, um die Zahl immer weiter zusammenschmelzen zu lassen; der letzte Bär und der letzte Wolf müßten ja um der Menschenleben Sicherheit willen ausgetilgt werden. Schade aber ist es, daß auch der letzte Adler, der letzte Biber der Vergangenheit angehören; und wo in einem Revier sich noch Schwarzstorch oder Uhu, der Rabe oder die Mandelkrähe erhalten haben, da sollten sie freudig geschützt und nicht behelligt werden, als Naturdenkmäler oder Zeugen der Vergangenheit. Man sollte es lernen, solche Gestalten aufzusuchen, sie schonend zu belauschen und stolz sich dessen zu erfreuen, daß im Bilde der heimatlichen Tierwelt diese Gestalten nicht fehlen.

Der Himmel

Und wieder war ich im Traum im Memelland – und Vieles war mir fremd geworden, und ich war allein, ich hatte nur meinen Hund bei mir.

Nun wollte ich alles wiedersehen, der Himmel war bedeckt, bleigrau, und man warnte mich, zu weite Wege zu machen –

Aber ich fand auch bei dieser Beleuchtung so viel Schönheit in der alten Heimat, das große Wasser lag wie eine flache Metallscheibe, und der Wald und die Felder, und die Schiffe und die Häuser, alles stand stumm wie in einer großen Erwartung, nur die Menschen hasteten ihren Erlebnissen nach –

Jetzt war der Himmel blauschwarz geworden, und lastete wie ein Gigant über allem –

Ich wanderte mehr landeinwärts, da wurde mein Hund plötzlich sehr unruhig, und als ich mich umschauete, sah ich über dem Wasser gelbliche Scheine auftauchen –

Ein Gewitter, dachte ich bei mir und sah mich nach einem schützenden Dache um, aber da flammten auch schon die Wälder auf, und ich hörte ein seltsames Knistern, und das Feuer lief auf allen Wegen, und der ganze Himmel war nur noch ein offenes Feuermeer –

Wie lange das währte, ich weiß es nicht, dann war alles wieder in einem Zauber von Licht, von friedlicher Gestaltung und wundersamen Klängen umgeschaffen –

Aber die Menschen sahen das nicht, die Angst war überall groß, jeder wollte wo anders hin, zu Fuß, zu Wagen, zu Schiff. Alles rannte, hastete, jagte nach allen Seiten, und dabei taten Viele einander sehr weh –

Alle, fast alle wollten dem Himmel entfliehen, sie dachten nicht an seine unendlichen Weiten, und daß er immer über ihnen bleibt –

(Aus „Memellandsfizzen“ von Jenny Boese-Baum)

Die Jagd im Osten

Von Hans Kallmeyer

Vor dem Weltkriege galt unser schöner Osten bei vielen Leuten jenseits der Weichsel als eine Art Kleinsibirien. Durch den Krieg kamen Hunderttausende in nähere Berührung mit dem viel gefästerten Lande und staunten über seine Naturschönheiten. Die Weidmänner, die das Glück hatten, in den östlichen Provinzen Jägerfreuden zu genießen, waren über den Wildreichtum überrascht.

In den Wäldern rings um das kurische Haff, noch bis zum frischen Haff und auch südlich des Pregels finden wir die vorweltlich anmutenden Elche. In dem Revolutionsjahr 1848 waren die Bestände bis auf etwa ein Dutzend Stück zusammen geschmolzen. Dann erholten sie sich langsam zu ansehnlicher Zahl von 600—700 Stück. Da die Elche viel Schaden anrichteten, wurde ein größerer Abschuss befohlen, der in den Jahren 1905—1907 stattfand und den Elchwildbestand auf etwa 500 Stück brachte.

Die Revolutionszeit 1918—1920 hat dem Wilde wieder großen Schaden zugefügt. Infolge starker Wilddieberei war der Bestand sehr zurückgegangen. Fünf Jahre absolute Schonzeit, die auf Betreiben des Allgemeinen deutschen Jagdschutzvereins, Abteilung Ostpreußen, angeordnet wurde, retteten die Elche vor weiterer Dezimierung. Eine spätere verständige Hege mit der Büchse wird dem Osten noch lange dieses urige Wild erhalten, da es sich gut vermehrt und sehr anpassungsfähig ist. Die Jagd auf Elche ist keine aufregende Sache. Die Tiere sind dickfellig und selbstbewußt, sie lassen sich mit Leichtigkeit anfahren und auch zu Fuß anpirschen. Schwer ist es nur, einen bestimmten Hirsch zu schießen, da der Elch im September während der Brunft oft meilenweit umherwandert und nicht „Platz hält“. Erst im Oktober bleibt er dann wieder in einem engeren Bezirk stehen. Was bei der Betrachtung dieses Wildes immer wieder packt und begeistert, das ist das Urweltliche und Riesenhafte.

Im Gegensatz zum Elch bietet unser Rotwild einen eleganten Anblick. Stolz und herrisch sieht solch ein Bursche aus. Wir können uns freuen, hier oben ein an Wildpret und Geweihstärke von keiner sonstigen Provinz übertroffenes Wild zu haben. Es kommt dabei nicht auf einige Ausstellungsstücke an, sondern auf den Durchschnitt. Der Hirsch im Westen, besonders der Gebirgshirsch, ist schwächer als der Hirsch aus den großen Forsten der Tiefebene. Der Ost- und Westpreuße sowie der Schlesier und ein gut Teil Pommern halten sich wohl die Wage in bezug auf Gewicht und Geweihbildung. Einen guten Vergleich hat man auf den alljährlich stattfindenden Jagdausstellungen. So mancher Kronenträger der östlichen Wälder holte sich

Becher oder erste Preise bei der Prämiierung. Wer kennt nicht nach Frieseschen Bildern die herrlichen Hirsche der Romintener Heide, diese kapitalen Achtundzwanzigender, die öfter die Strecke Wilhelms des Zweiten zierten. Auch in Westpreußen, im jetzt polnischen Gebiet, gibt es gute Reviere mit starkem Rotwild, von denen man früher nicht viel hörte, da jeder Jäger sein Wild möglichst geheimhielt, und nur ab und zu ein kapitales Geweih an die Öffentlichkeit kam. Es würde zu weit führen, über bestimmte Reviere und über Rotwildjagd, die ja überall bekannt ist und ganz andere Anforderungen stellt als Elchjagd, zu schreiben.

Ein weiterer Geweihträger in ostdeutschen Forsten ist der Damhirsch. Damwild gibt es an vielen Stellen, und auch bei diesem lässt sich feststellen, daß es in Wildpret und Geweihtstärke keinem westdeutschen Revier nachsteht. Damwild ist mehr vom jagdwirtschaftlichen Standpunkt wertvoll, als vom jägerischen. Viele lieben dies in größeren „Herden“ herumstehende Wild gar nicht. Trotzdem ist eine gute Damschaufel eine ansehnliche Trophäe und das Wildpret übertrifft alle anderen Hirscharten. Für das Malerauge bietet diese Wildart wenig Verlockendes. Kurzläufig, gedrungen, mit langem Wedel, macht es den Eindruck von Ziegen. Es fehlt das Graziöse des Rehs und das Kraftbewußte vom Rothirsch und Elch.

Wir wollen unser Rehwild betrachten und müssen auch hier bemerken, daß Ostpreußen und der noch deutsche Teil Westpreußens mit an führender Stelle steht. Jedenfalls übertrifft der Osten an Gewicht und Gehörnstärke die Gebiete westlich der Oder wesentlich. Böcke von 50 bis 60 Pfund aufgebrochen gehören im Osten nicht zu den Seltenheiten. In den Sumpfreieren der Haffniederungen stehen viel derartig starke Rehe. Auf leichteren Böden oder reinen Sandgegenden sind natürlich auch die Rehe leichter. Die Gehörne erreichen ansehnliche Größen. Kapitale Gehörne von über 30 cm Stangenhöhe und entsprechender Dicke sowie Perlung sind auf den Jagdausstellungen öfter zu sehen. Es ist ja in Jägerkreisen bekannt, daß, je weiter nach Osten, desto stärker das Rehwild ist. In Kurland und gar erst Ostpreußen und Sibirien ist ein enormer Unterschied zu unseren Kulturreihen festzustellen. Gehörne sibirischer Böcke sind oft so stark wie ein Gebirgsgabler vom Rotwild.

Der schneereiche Winter 1923/24 hat leider unter dem Reh- und Rotwild furchtbar aufgeräumt, und es wird jahrelanger sorgsamster Pflege bedürfen, bis die Höhe des alten Bestandes wieder erreicht ist. Hoffen wir, daß dieser grimmige Winter alles Schwäche und Mittelmäßige beseitigt hat und ein Stamm kräftigen Wildes übriggeblieben ist. Die Jagd auf den Bock gehört mit zu den schönsten Jägerfreuden. Ein sauer verdientes gutes Gehörn, zu dem auch

gewöhnliche Sterbliche noch kommen können, ist für den passionierten Weidmann wie ein Kapitel aus seinem ungeschriebenen Lebensbuch. Es ist nicht bloß der „Knochen“, der an der Wand hängt. In ganz Deutschland haben wir noch genügend Rehwild, im Osten wenn auch an Zahl weniger doch an Stärke mit die Besten.

Sauen bergen auch die östlichen Wälder, doch ist die Zahl nicht überwältigend. Es fehlen uns die großen Eichen- und Buchenwälder mit ihrer vorzüglichen Mast. Jedoch, was an Wildschweinen da ist, erreicht beachtliches Gewicht und kann mit den Hauptschweinen anderer Gebiete getrost wetten. Es sind nur bestimmte Waldungen, in denen Schwarzkittel in größerer Zahl vorkommen. Wo das Wild sich einmal eingebürgert hat, ist es schwer wieder wegzubringen, da die große Vermehrung und die Heimlichkeit der Tiere dem entgegenstehen. Wohl jeder echte Weidmann freut sich über Schwarzwild im Revier und kommt gern für den durch dieses verursachten Schaden auf.

Unter dem Niederwild gebührt dem Hasen volkswirtschaftlich die erste Stelle. Der Osten ist nicht so damit gesegnet, wie der wärmere Westen. Der Hase liebt große Rübenbreiten und warmen Boden.

Die Wildkaninchen will ich als jagdlich im Osten nebенäglich nur erwähnen.

Von nützlichem Jagdgeflügel haben wir Auer-, Birk- und Hasewild neben Fasanen, Rebhühnern und zahlreichem Wassergeflügel.

Auerwild findet sich an verschiedenen Stellen des Ostens, am meisten in den großen Waldungen nahe der litauischen Grenze.

Birkwild und Hasewild sind an denselben Stellen zu finden. Besonders Birkwild ist auf den Hoch- und Heidemooren reichlich vertreten.

Fasanen hat der Osten nicht in dem Maße wie der Westen, wo man in großen Fasanerien zur Zucht schritt und von da aus eine weite Verbreitung stattfand.

Besser steht es mit den Rebhühnern, die nach milden Wintern auch hier oben reichlich anzutreffen sind und die schönste Jagd dem Feldjäger bieten.

An Gänsen, Schwänen, Enten, allen Schnepfenarten ist im Osten kein Mangel, wie in allen wasserreichen Provinzen. Die Wasserjagd am kurischen und frischen Haff bereitet die herrlichsten Jägerfreuden, auch wenn man oft tüchtig ausgewaschen wird.

Einige Seltenheiten der Ornithologie, die im Osten noch vorkommen und brüten, sind: der Schwarzschor, der Seeadler, der Kolkraube, der Uhu und die wundervolle Mandelkrähe.

Zum Schluß will ich noch das vierbeinige Raubzeug erwähnen. Daß in Ostpreußen gelegentlich noch ein Luchs und ein paar Wölfe erlegt werden, ist bekannt. Sehr geschäftigt wird alles ostpreußische Pelzwerk von Marder, Otter, Fuchs usw. Der Pelz entwickelt sich in den rauhen Wintern besonders gut und bringt den Fängern eine sehr angenehme Nebeneinnahme.

Die Tat des Dietrich Stobäus

Aus Max Halbes Roman

Die Sonne hing als ein großer, gelber Ballon dicht über der dunkeln Waldmauer am westlichen Horizont, als wir in scharfem Trabe die tiefe Senkung der Chaussee hinter dem Fischerdorf und Badeörtschen Zoppot hinunterrollten und jenseits der Mulde die wieder ansteigende Straße nun in ruhigerer Gangart hinauffuhren. Hier auf der höchsten Höhe der Dünenkuppe, von wo man das graue Straßenband in Wellenlinien bergab, bergauf sich links nach den schwarzen Wäldern hinüberwinden sah, ließ ich meinen Wagen halten und stieg aus. Dicht vor uns, scheinbar fast zu unseren Füßen, und in gewaltigem Bogen bis an den fernsten Horizont gespannt, lag die unendliche Weite der See. Schon während der einstündigen Fahrt von Zeidlershöhe bis hierher hatten wir sie zu unserer Rechten näher und näher herantreten, bei etlichen Einschnitten der Straße wieder verschwinden und von der nächsten Höhe her abermals auftauchen sehen. Aber noch hatte es wie ein dünnes Häutchen von Dunst darüber gelegen, so daß man Himmel und Wasser kaum unterschied und beide in eins zu fließen schienen. Erst jetzt im klaren, reinen Licht des sinkenden Septembernachmittags begann das Bild sich in seiner leuchtenden Schönheit zu entschleiern. In unabsehbarem Halbrund wölbte sich der tief ultramarinblaue Wasserspiegel unter dem strahlenden Lichtblau des Firmaments. Scharf vorspringende, waldgekrönte Landspitzen unterbrachen und belebten den Linienschwung der Küste.

Ganz weit am Horizont, im fernsten, gerade noch erreichbaren Bezirk des Auges, schimmerte aus den blauen Fluten ein schmaler, weißer Dünenstreif, bestupft mit winzig kleinen Häuschen, deren rote Ziegeldächer in der Abendsonne funkelten. Das war die weltentlegene, sagenberühmte Halbinsel Hela, die dort als meilenlange Sandbank die gewaltige vor uns liegende Meereshälfte begrenzte.

Karola hatte sich im Wagen erhoben und entzückt die Arme ausgebreitet, als wolle sie alle diese sauchzende Bläue mit einer einzigen stürmischen Gebärde an sich schließen, diese grenzenlose Freiheit in einem tiefen, unausschöpflichen Atemzuge in sich einsaugen. Dann legte sie die Hände an die Wangen und stieß mit ihrer silbernen, glockenklaren Stimme einen lang gezogenen jubelnden Ruf aus, der in einem klirrenden, weithin tönen den Lerchentriller endete.

Jugend in Ostpreußen

Von Erich Maschke

Sage irgendeinem Menschen in Deutschland, du wollest nach Königsberg gehen, um dort zu studieren. Sage ihm, du hättest Berlin satt, und die kleinen, fröhlichen Universitäten des Südens, die strengeren des Nordens lockten dich nicht mehr — du gingest nach Königsberg. Dann wird man dich erstaunt ansehen. Die dir Gutgesinnten werden lächeln und dich für einen Romantiker halten, der im Osten Dinge sucht, die es nicht gibt; die Uebelwollen- den aber werden bösen Verdacht haben: daß du eine Verschwörung in den masurischen Sümpfen planst, oder daß du in eine Gegend fliehst, in der die reine Verzweiflung dich zur Arbeit und in ein Examen treibt, das bei dem kulturellen Stande des Ostens wohl jeder bestehen dürfte.

Du weißt es wohl besser. Du sprichst den Namen der Stadt und des Landes, und der Atem einer Geschichte röhrt dich an, die, groß im Vergangenen, durch die Gestalt des Besten und Ersten unseres Volkes Größe in die Gegenwart trägt, nichts Geringeres für die Zukunft fordernd. Du spürst den herben Geruch der See und fühlst prickelnden Sand hoher Dünens gegen dein Gesicht treiben; du denkst der Seen und der Wälder. Und am Ende denkst du der Menschen, und mit sicherem, hoffnungsgewissen Schlagen sagt dir dein Herz, daß du im Recht bist, wenn Königsberg dich lockt. Zugleich aber lehren dich die erstaunten Fragen, das überlegene Lächeln der andern, wie fern die Stadt, die du suchst, und das Land zwischen Meer und Wald dem übrigen Deutschland sind — so fern, daß die Barriere einst deutschen Bodens, die Ostpreußen vom Reiche trennt, fast ein gerechtes Schandmal solcher Ahnungslosigkeit zu sein scheint.

In der Tat mag es als seltsam gelten, daß junge Menschen mit freiem Willen nach Ostpreußen und seiner Hauptstadt gehen, nicht nur in der Pflicht am Volke, im Dienst an bedrohter Grenze, nicht nur im Fach- und Studieneifer, sondern ganz einfach um des Landes und um der Stadt willen, und weil ihrer Meinung nach beide mit der Jugend in besonderer und glücklicher Weise zusammengehören.

Tannenberg war das Tor, durch das wir zum Herzen des deutschen Ostens, zum Herzen des alten Preußen fanden. Der Ruhm der Schlacht und das Bild des Helden, der sie gewann, taten uns fast Vergessenes wieder auf, alte Erinnerung erwachte in jungen Menschen und erzählte vom Ostland. Denn das Beispiel der Männer, die auf eigenem Boden bei Tannenberg die Heimat verteidigten, wies zurück

auf Landwehr und Landsturm vor hundert Jahren, und der Name des Schlachtfeldes schlug über Jahrhunderte hinweg den Bogen zu einem Tage von Tannenberg, der einer großen Geschichte ein Ende gemacht hatte. Aber in der Verknüpfung von Sieg und Niederlage im gleichen Namen tauchte lebhaftig das Bild des alten Ordensstaates vor uns auf und erzählte, wie ein junges Volk sich aus ungebrochener Erde eine Heimat erkämpft hatte. Zauberisch haben sich Ordensburgen über Stadt und Fluß, und das schwarze Balkenkreuz im weißen Feld wurde eine新的 Symbol der Jugend.

Unter dem Zeichen der Ostlandfahrt, einer Hoffnung und einer Zukunft, bleibt nun der deutsche Osten der Jugend lebendig, und lockt sie das alte Preußen vor allen anderen Ostprovinzen. In ihm scheint das Leben den Ursprüngen näher zu liegen als irgendwo anders. Die Natur herrscht, und der Mensch bleibt ihr Kind, auch wo er Macht über sie gewinnt. Hier hat keine Industrie Erde und Menschen in Fluch und Bann getan, das Natürliche zerstört und in künstliche Grenzen ein überaltertes, graues Dasein gerettet, das zu leben kaum lohnt. Sondern vor allem leben die Menschen von dem, was sie der Natur auf natürliche Weise abzuringen verstehen, von den Früchten des Bodens, dem Holz der Wälder und den Tieren, die das Land gedeihen lässt.

So bleibt auch der Mensch den Gesetzen untertan, die in der weiten Landschaft gelten, und teilt ihren Charakter. So lockt es die Jugend, die noch immer das Natürliche vor dem Gekünstelten und das Weite vor dem Beschränkten liebte. Denn hier kann sie leben, wo das Meer jenseits des Blickfeldes andere Küsten verheißt, denen die Flut wie eine unendliche Kluft vorgelagert ist; wo der Wald Meilen bedeckt, weitere Flächen, als die ordnende und rodende Hand des Menschen ständig in Zucht halten kann; wo dem Wanderer in der Ebene jeder Schritt einen weiteren Horizont aufstut und den vorangehenden vergessen lässt. Und indem die Jugend in der großartigen Weite, dem Schweifenden, Bewegten ihr eigenes Bild findet und sich selbst erkennt, grüßt sie in der ursprünglichen Landschaft die brüderliche Jugend. Denn Ostpreußen ist das jüngste der deutschen Länder, auch dem jungen Menschen verwandter und vertrauter Boden. Daher ist es das erste: daß die deutsche Jugend in Ostpreußen ein junges Land voller Weite und Kraft sucht.

Zugleich aber fällt ihr mit dem Gewinn der Weite etwas anderes zu. Denn die ostpreußische Luft weht scharf, und das Leben ist hart. Die Unendlichkeit der Landschaft ist zu streng, um zum Träumen zu locken. Und mit der Ursprünglichkeit ist in seltsamer und fast unwahrscheinlicher Weise eine große Geschichte verbunden, eine Vergangenheit, die noch jetzt in ihren Grundzügen gilt und von den

Menschen heute wie einst ihr Bestes und Ganzes fordert. Das einzige Thema der ostpreußischen Geschichte aber heißt Kampf. Aus dem Kampf eines Ordens, aus Glauben und Tapferkeit ist die jüngste Provinz der Deutschen entstanden. Kaum bedarf es der Lehre des trennenden Korridors, um bis in die Gegenwart an die umkämpfte und gefährdete Lage Ostpreußens zu erinnern.

Das ist es zum andern, was die Jugend hier sucht. Sie will nicht geruhig in friedlicher Lust leben, sondern sie hungert nach Sturm, nach gefährdetem Leben. Hier, in der einsamen Provinz, weht die Luft, die die Jugend liebt. Hier ist das Dasein von Bedrohung und Gefahr umwittert, hier gilt Männlichkeit und tapferes Tun, Freiheit und Herrschaft. Die nahe Grenze, die abgetrennte Insel, der harte Winter und die frische, scharfe Luft, die über See oder von Ost weht — das alles ist eine gute Schule der Jugend. Es ist eine Schule wie die Jugend sie will. Es bedarf da keiner Schulmeister, die es besser wissen, sondern durch Probe und Zucht lehrt sie das Leben selbst. Dem aber unterwirft sich die Jugend gern, denn so ist es eine Lust, hart und fest und sicher zu werden in Kampfslust und Sturmwind, an Staatsgrenze und Völkerfremde.

Von gleichem Charakter aber wie das Land, scheint seine Hauptstadt. In ihrem Herzen liegen das Schloß, der Dom und die alten Straßen, Brücken und Plätze und reden und zeugen von alter Größe. Draußen öffnen sich neue Häfen den Schiffen und mächtige Speicher bieten dem Handel ihre Hallen dar. Zwischen der engen, verlässlichen und vertrauten Festigkeit der Altstadt und der Großzügigkeit neuer Anlagen aber zieht sich das Festungswerk der Wälle und Gräben und Bastionen. Hier scheint uns die Stadt am echtesten die Art des Landes und der Menschen zu spiegeln. Altes, aber noch immer stattlich ausschauendes Mauerwerk spricht von tapferer Wehr und Verteidigung. Wälle und Gräben, weithin sich selbst überlassen, umzirkeln im bizarren Wechsel von ursprünglicher und seltsam verschönter Natur die Stadt. Der ganze Bezirk aber ist erfüllt von der Lust zu bauen, zu schaffen, in Eifer und Arbeit Neues zu dem Alten erstehen zu lassen. Der Festungsgürtel verrät, wie jung Königsberg noch ist. Er zeigt, daß da nicht eine alte Stadt vom Gut vergangener Zeiten zehrt und sich mit Bauten spreizt, die keiner der heutigen wiederholen könnte. Großzügigkeit und Unternehmungslust, Frische und Kraft — hier sind sie fröhlich am Schaffen, und ein junges Gesicht schaut aus dem natürlichen Gürtel, den alten Wehren hervor, die die Stadt umschließen.

So ist die Stadt wie das Land: weit und stark. Und wie sie ganz alt und von Geschichte beladen sind, so sind sie zugleich auch ganz jung. Da erhält im Doppelospiel von Alter und Jugend ihr

Gesicht etwas Zeitloses und wächst in das Erhabene und Ewige. Der ostpreußische Raum schließt sich um die Jugend. Denn See und Wald und Ebene wiesen in die Weite. Vergangene Geschichte und gegenwärtige Lage trieben zur Tiefe und führten die Wurzeln in den Boden, zum Standhalten vor den Stürmen und zu neuem Wachstum. Aus dem zeitlosen Geiste aber, der die Landschaft und die Menschen geformt, wölbt sich ihr Himmel und baut der Stadt in dem Gedankenwerk ihres größten Denkers ihre eigene Sternenwelt.

Der Weite hingegaben, dem Ursprünglichen verbunden, in der Zucht der Härte und dem Ewigen nahe, sucht die Jugend das jüngste deutsche Land. Sie möchte ihm das Beste geben, was sie hat: ihre Jugend. Sie erwartet aber auch, daß das Land ihr einlöst, was es seinen Anlagen und seinem Charakter nach verspricht. Und sie hofft, daß das Land und die Stadt der Jugend so offen sind, wie Lebendiges dem Lebendigen, Junges der Jugend sich offen hält.

Letzte Fahrt

So war das Leben für Senta, immer brachte es noch neue Wunder – Das war im Sommer; aber dann kam der Winter, ein besonders kalter Winter mit starken Schneestürmen. Gerade um die Weihnachtszeit war es, da erkrankte Mütterchen.

Wie eifig griff das an Sentas Herz, sollte Mütterchen von ihr gehen –

Und es dauerte Wochen, und Senta sah in zitternder Angst jeden Morgen in die Augen der jungen, blonden Schwester, die still ihre Pflicht tat; und wenn sie am Abend in dem Halbdunkel des Krankenzimmers saß, und das kleine Madonnenköpfchen der Schwester sich so scharf abhob wie ein wundbares Bild, dann zog ein traum-schönes Hosen durch den Raum, und Senta streichelte ihr beim Abschied die Hände und bat:

„Wache, wache um mein Mütterlein“.

Und die Schwester verstand sie, weil sie selbst eine singende Seele hatte –

Und manchmal kamen noch frohere Tage, und Mütterchen erfreute sich auch an dem blonden Schwesterlein mit der feinen Zärtlichkeit ihres Wesens, die bis zum Lebensende in ihr war –

Aber eines Tages schloß auch diese Mutter für immer ihre Augen, und ihre letzten Worte waren:

„Mein armes, armes Kind, nun wieder dieser große Sturm für Dich –“

Senta und Johannes brachten Mütterchen dann nach der Heimatstadt auf das Erbbegräbnis der Familie.

Es lag schön wie im Walde, die See rauschte herüber, und die Luft stand ganz still in der großen Kälte, und die Glocken klangen wie silberne Zärtlichkeiten, und die tiefen Schneewege mit den grünen Tannen darauf waren wie ein einzig Feld mit weißen Blumen, Eisblumen –

„Weißt Du noch Mütterlein?“

Und dann die strahlende Sonne am blauen Himmel, alles wirkte wie eine große Liebesfeier auf Senta, sie war ganz berauscht, daß die Natur sich so geschmückt für ihres Mütterchens allerlebsten Weg.

(Aus „Memellandskizzen“ von Jenny Boese-Baum)

Rundschau

Einladung zur 5. Deutschkundlichen Woche in Danzig
 vom 30. 9. bis 4. 10. 25
 in den Räumen der Technischen Hochschule
 Thema: Mensch und Natur im Weichselgebiet
 Eröffnung durch Senator Dr. Strunk.

30. September:

Vormittags 11—1 Uhr: Prof. Dr. Schoenichen, Berlin, Direktor der staatlichen Stelle für Naturdenkmalpflege in Preußen: „Natur- schutz und Schule“ (zwei Stunden).

Nachmittags: Universitätsprofessor Dr. Solger, Berlin: „Heimat- geologie mit besonderer Berücksichtigung Danzigs“. — Dr. Geisler, Privatdozent an der Universität Halle: „Die Sied- lungen Westpreußens und ihre Entwicklung aus deutschen Ursformen“.

1. Oktober:

Vormittags: Geologischer Lehrausflug. Führung: Professor Dr. Stremme, Danzig. Treffpunkt: Ende des Hermannshöfer Weges am Bucheneck. Rückkehr bis 11 $\frac{1}{2}$ Uhr. — Bibliotheksdirektor Dr. Predeck, Danzig: Einführungsvortrag zu der Ausstellung naturwissenschaftlicher Werke der Naturforschenden Gesellschaft und der Stadtbibliothek.

Nachmittags: Studienrat Dr. Wilm, Dt. Eylau: „Die westpreußische Natur in der deutschen Dichtung“. — Medizinalrat Dr. Speiser, Königsberg: „Mensch und Tier im Weichselgebiet“. — Professor Dr. Łakowicz, Danzig: „Das Verhältnis der Westpreußen zum Meere und zur Küste“.

2. Oktober:

Vormittags: Führung durch die geologische Abteilung des Staatlichen Museums im Grünen Tor. (Professor Dr. Solger und Professor Dr. Stremme).

Nachmittags: Studienrat Dr. Lüttschwager, Sopot „Nutzen und Schaden der Tierwelt einst und jetzt“. — Professor Dr. Solger, Berlin: „Wege zur Heimatkunde“. — Professor Dr. Wangerin, Danzig: „Die nachzeitlichen Wandlungen des mitteleuro- päischen Landschaftsbildes und ihre Bedeutung für die Be- siedlung“.

3. Oktober:

Vormittags: Oberstudienrat Dr. Arno Schmidt, Danzig: „Unsere heimischen Pflanzen in volkskundlicher Beziehung“. — Pro- fessor Fritz Braun, Danzig: „Welche Züge der westpreußischen Landschaft sind deutsch?“ — Oberbaurat Dr. Bertram, Danzig: „Der deutsche Geist im Kampfe mit der Weichsel“.

Nachmittags: Prof. Dr. F. Braun, Danzig: „Welche Züge der westpreußischen Landschaft sind deutsch?“ — Oberbaurat Bertram, Danzig: „Der deutsche Geist im Kampf mit der Weichsel“.

4. Oktober:

Ausflug nach der Messina-Halbinsel (Vogelschutzgebiet) unter Führung von Studienrat Dr. Lüttichwager.

Deutsche Naturschutzparke

Von Senator Dr. H. Strunk

Täglich haben wir Beweise dafür, daß Zivilisation und Technik unseres Zeitalters der Naturwissenschaften die Natur verunstalten und entvölkern. Da der Mensch seine Lebensformen darum nicht ändern wird, hat er wenigstens die Pflicht, das harmonische Gesetz in der Natur zu bewahren, soweit sich dies mit den Interessen des neuzeitlichen Lebens irgendwie vereinbaren läßt. Der bekannte Verein Naturschutzpark mit dem Sitz in Stuttgart tritt dafür ein, daß zum mindesten bestimmte Teile des deutschen Heimatbodens, mit allem was sie an Tieren und Pflanzen tragen, in ihrem landschaftlichen Charakter unversehrt erhalten und unseren Nachfahren so hinterlassen werden. Eine solche große Aufgabe kann ein kleiner Verein nicht lösen, es muß dahin gestrebt werden, sie zur Sache einer volkstümlichen Bewegung zu machen, und dies ist gelungen.

Der Verein bezweckt die Schaffung und Verwaltung großer Parke, in denen die Natur in urwüchsigem Zustand erhalten werden und die von der fortschreitenden Zeit immer mehr bedrohte und teilweise schon dem Untergange geweihte Tier- und Pflanzenwelt eine sichere Zufluchtstätte finden soll. Ein solcher Gedanke muß gerade in der deutschen Volksseele Widerhall finden, die für das Naturleben so empfänglich ist. In einem so alten Kulturland, wie es das stark bevölkerte Deutschland ist, kann man den riesigen Yellowstonepark Nordamerikas nicht als Maßstab aufstellen, es müssen kleinere Gebiete den hohen Zwecken des Vereins dienstbar gemacht werden. Der Plan geht nun dahin, drei Naturschutzparke zu begründen, einen als Hochgebirgspark in den Österreichischen Alpen, den zweiten als Park für das deutsche Mittelgebirge und Hügelland und den dritten als Park für die norddeutsche Tiefebene, da sich in diesen drei Parken die wichtigsten Formen der typisch deutschen Landschaft und die wesentlichen Tier- und Pflanzenarten einbeziehen lassen. Das Ziel ist in zweifacher Hinsicht dank dem Opfermut und der Tatenlust aller beteiligten Persönlichkeiten heute erreicht.

Der bekannteste Naturschutzpark ist wohl der in der Lüneburger Heide, dessen Kern das Gebiet um den Wilseder Berg und den Totengrund in den hannoverschen Kreisen Winsen und Soltau bildet. Bis jetzt hat der Verein 15 000 Morgen angekauft, dieser Kern soll durch Angliederung fiskalischer Forsten auf 3—4 Quadratmeilen erweitert werden. Dieses Gebiet, das alle charakteristischen Eigenschaften der Heidelandschaft aufweist, ist als Naturschutzgebiet im gesetzlichen Sinne anerkannt und damit auf eine öffentlich rechtliche Grundlage gestellt. Der Ausbau im einzelnen und die wissenschaftliche Durchforschung bleibt der Zukunft überlassen.

Das zweite Schutzgebiet des Vereins ist ein Alpennaturpark im Salzburgischen. Durch das Entgegenkommen eines Ausschusmitgliedes war es möglich, fünf im Privatbesitz stehende Alpen im Flächenmaß von 12 Quadratkilometern als Grundstock des Parks anzukaufen. Jetzt sind Verhandlungen mit dem österreichischen Staate im Gange, um den ringsum liegenden Staatsbesitz zuzupachten und dadurch den Alpenpark auf ein natürlich abgeschlossenes Gebiet von 120—150 Quadratkilometern abzurunden. Dieser neue Park umfasst vier Seitentäler des Pinzgaues, nämlich das Stubach-, Dorfer Oed-, Ammer- und Selbertal mit dem Tauernmoorsee, Weißsee, Grünsee, Ammersee, Hintersee, Glanzsee und Karsee. Er wird im Osten vom Hochfeier, Hohen Riffel und den Gletschern des Kaprunertals, im Westen vom Kamm des Hollersbachtals begrenzt. Im Süden lehnt sich das Gebiet an die gewaltige Kette der hohen Tauern an, vom Hochgasser über Sonnblick, Granatspitze und Eiskögele bis zum Großglockner, dem König der Österreichischen Alpen. Den Kern des Gebiets werden Ammertal und Dorfer Oedtal bilden, zwei weltentlegene Täler, die bisher von Touristen kaum besucht worden sind und sich durch Wildreichtum (Gemsen und Rotwild) und herrliche Wälder, zum Teil Urwald, auszeichnen.

Diese großen Fortschritte können gesichert und weiter geführt werden, wenn sich alle Natursfreunde und die Anhänger der Heimatbewegung im Verein Naturpark (Stuttgart, Pfizerstraße Nr. 5, Mindestmitgliedsbeitrag 2 M.) zu tätiger Mithilfe zusammenfinden, um dem großen vaterländischen Gedanken zum Durchbruch zu verhelfen.

Pflanzengeographische Wandlungen des mitteleuropäischen Landschaftsbildes

Von Prof. Dr. W. Wangerin

Der schon von jeher große und unter den heutigen Verhältnissen dank den Mitteln einer weit fortgeschrittenen Technik fast allein noch bestimmende Einfluss, den der Mensch auf die Gestaltung des heimischen Landschaftsbildes ausübt, lässt die Tatsache leicht vergessen, daß auch das Landschaftsbild und die für dieses in erster Linie entscheidende, von den herrschenden Lebensbedingungen abhängige Ausbildung und Verteilung der natürlichen Vegetationsformationen wie Wälder, Wiesen, Heiden, Moore, Hügeltrüsten usw. zunächst und ursprünglich das Resultat des Walzens natürlicher Kräfte darstellt. Denn diese Kräfte gehören im allgemeinen zu jenen, die langsam und in der Stille, der nicht geschärften Naturbeobachtung oft fast unmerklich wirkend, im Laufe der Zeit doch Wirkungen von gewaltigem Ausmaß zustande zu bringen vermögen und den jeweiligen in der vom Menschen nicht berührten Natur herrschenden Gleichgewichtszustand niemals zu einem starren, unveränderlichen, sondern immer nur zu einem beweglichen oder dynamischen, leichten und dauernden Schwankungen und Verschiebungen unterliegenden werden lassen. Heute ist bei uns durch das Eingreifen des Menschen der diesen Kräften verbliebene Spielraum auf das äußerste beschränkt; ihre Wirksamkeit wird teils gehemmt, teils in bestimmte, von ihm gewollte Bahnen gelenkt, und so kommt ihr Vorhandensein nur bei den doch immerhin zu den seltenen Ausnahmeherscheinungen ge-

hörigen Katastrophen größeren Umfanges wie Bergstürzen, Fluhüberschwemmungen, Sturmsluten und dergl. auch weiteren Kreisen zum Bewußtsein. Aber dieser heutige Zustand stellt doch nur das Endergebnis einer über lange Zeiträume sich erstreckenden Entwicklung dar, an deren Anfang, entsprechend der weit geringeren Ausdehnung der menschlichen Besiedelung und den weit weniger vollkommenen Hilfsmitteln, mit denen der Mensch auf niedriger Kulturstufe den Kampf gegen die Natur zu führen vermochte, auch in dem Landschaftsbild der Einfluß jener natürlichen Kräfte in viel höherem Maße zum Ausdruck gekommen sein muß. Die Antwort auf die Frage, wie man sich den Landschaftscharakter Mitteleuropas in vor- und frühgeschichtlicher Zeit zu denken hat, wird in der Regel beherrscht von den Schilderungen der römischen Schriftsteller aus der Kaiserzeit, insbesondere des Tacitus, der ja Germanien mit den bekannten Worten „aut silvis horrida aut paludibus foeda“ als ein fast ganz von endlosem, unwirtlichem Wald und Sumpf bedecktes Land charakterisiert. Nun unterliegt es allerdings keinem Zweifel, daß Deutschland in frühgeschichtlicher Zeit viel waldreicher war als gegenwärtig und daß gerade in der Zurückdrängung des Waldes, sowie in der Trockenlegung von Sumpfen und Mooren und in der Regulierung der Flußläufe der auf die Gewinnung von Kulturland gerichtete Einfluß des Menschen auf die Umgestaltung des Landschaftsbildes sich in ausgedehntem Maße betätigt hat, und zweifellos würde, wenn das Land längere Zeit sich selbst überlassen bliebe, der Wald von weiten Strichen bald wieder Besitz ergreifen; aber dennoch entspricht jene Darstellung einer ununterbrochenen, gleichmäßigen Urwaldbedeckung Mitteleuropas weder den tatsächlichen pflanzengeographischen Verhältnissen noch den heutigen Anschauungen über die Beziehungen des Urwaldes zur menschlichen Besiedelung noch auch endlich dem, was wir über den Kulturstand der Bevölkerung Mitteleuropas zu jener Zeit wissen. Denn einerseits ist, wie das besonders eindringlich die Schilderungen Middendorfs aus den unwegsamen, menschenleeren Urwäldern Sibiriens gelehrt haben, der Urwald der Feind und nicht der Freund des Menschen, und andererseits hatte ja schon bei der neolithischen Bevölkerung der Ackerbau und das Halten von Haustieren Eingang gefunden, so daß wir uns schon den primitiven Bewohner Mitteleuropas nicht als ein in kleinen Horden die Urwälder durchstreifendes Jägervolk vorstellen dürfen; wollte man jene Aussprüche der römischen Schriftsteller, die wohl in erster Linie den Gegensatz Germaniens zur südeuropäischen Kulturlandschaft stark hervorheben wollten, wörtlich nehmen, so wäre es ja auch nicht zu verstehen, wie das Land die nach denselben Berichten vorhanden gewesene zahlreiche Bevölkerung hätte ernähren sollen, denn eine solche brauchte notwendig auch ein genügend ausgedehntes, waldfreies Acker- und Weideland.

Wollen wir ein zutreffendes Bild von dem einstigen Landschaftscharakter Mitteleuropas gewinnen, so müssen wir vor allem die pflanzengeographische Entwicklung unserer heimischen Flora und Pflanzendecke zu Rate ziehen. Zwei Quellen namentlich sind es, aus denen sich die Erkenntnis dieses Entwicklungsganges schöpfen läßt; einerseits nämlich sind in den fossilen Pflanzenresten, wie sie im Torf der Moore, in Kalktufflagern und dergl. erhalten sind, unmittelbare Zeugen der einstigen Vegetationszustände auf

uns gekommen, und andererseits gestattet auch die heutige Pflanzenverbreitung, die ja das Resultat jener Entwicklung darstellt, gewisse Rückschlüsse auf den Verlauf derselben und auf die für diesen maßgebend gewesenen Ursachen. Es liegt auf der Hand, daß für beide Methoden eine genaue Kenntnis nicht nur der Pflanzenformen, sondern auch ihrer Standortsansprüche und sonstigen biologischen Verhältnisse unentbehrlich ist; die erste Methode findet die Grenzen ihrer Anwendbarkeit nicht nur in dem Maße der Erschließung des einschlägigen Quellenmaterials, sondern auch in dem Umstande, daß dieses Material niemals ein lückenloses sein kann, weil eben keineswegs von allen natürlichen Vegetationsformationen solche Reste erhalten sind, es sich also immer nur um einen kleinen Ausschnitt aus der Gesamtheit des Vegetationsbildes handeln kann. Es ist deshalb ein in neuerer Zeit zuerst von schwedischen Forschern ausgearbeitetes, dann aber mit Erfolg auch in Mitteleuropa zur Anwendung gebrachtes Verfahren von besonderem Wert, welches die im Torf konservierten Blütenstaubkörner der Waldbäume dazu benutzt, um die Zusammensetzung der Wälder nicht nur in qualitativer, sondern auch in quantitativer Hinsicht zu beurteilen. Die zweite Methode, die man auch die pflanzengeographische im engeren Sinne nennen könnte, hat zwar nicht mit solchen von vornherein gegebenen Beschränkungen zu rechnen, doch haftet ihr notwendig ein gewisses spekulatives Moment an, das leicht zu Fehlschlüssen führen kann und in manchen Fällen auch schon geführt hat. In letzter Linie kann naturgemäß nur eine gegenseitige Ergänzung und Synthese der von den verschiedenen Forschungsrichtungen erzielten Resultate zu einem befriedigenden Ergebnis führen, und es darf festgestellt werden, daß, wenn das bisher gewonnene Bild auch noch in vielfacher Hinsicht einer Vertiefung und Ergänzung in den Einzelzügen bedürftig erscheint, doch jetzt bezüglich der grundlegenden Tatsachen der pflanzengeographischen Entwicklung eine gesicherte und einheitliche Auffassung sich anzubahnnen begonnen hat.

Am Anfangspunkt dieser Entwicklung steht jenes Ereignis, das für die Pflanzenwelt von ganz Nord- und Mitteleuropa eine Katastrophe größten Ausmaßes bedeutete, die Eiszeit. Es kommt hier nicht weiter in Betracht, daß wir tatsächlich mit einem mehrmaligen Wechsel von Vereisungen und Interglazialzeiten zu rechnen haben, weil durch jede folgende neue Vereisung die durch das günstigere Klima der ihr vorangehenden Zwischeneiszeit herbeigeführten Verschiebungen in der Florenverteilung wieder ausgetilgt wurden und auf die spätere Entwicklung deshalb nur mehr noch einen indirekten und kaum mehr feststellbaren Einfluß auszuüben vermochten. Von ausschlaggebender Bedeutung ist deshalb nur die Vorstellung, die man sich vom Charakter des eiszeitlichen Klimas zu machen hat. Es ist über diese Frage, ob die Eiszeit in erster Linie durch eine Temperaturerniedrigung oder durch eine starke Vermehrung der Niederschläge bedingt war, viel gestritten worden, doch sprechen alle neueren Forschungsergebnisse eindeutig zugunsten der Annahme eines trockenkalten Klimacharakters. Dementsprechend müssen wir uns vorstellen, daß auf dem Höhepunkte der Eiszeit auch in den eisfrei gebliebenen Landstrichen zwischen der Südgrenze des nordischen Inlandeises und der Nordgrenze der alpinen Vereisung der Wald mindestens zum allergrößten Teile verschwunden war und

daß höchstens in besonders begünstigten Lagen sich einzelne Waldinseln von kälteertragenden Bäumen wie Kiefer und Birke zu erhalten vermochten, während im übrigen arktisch-glaziale und subarktische Pflanzenvereine wie Tundren, dürftige Bergheiden, Schotterformationen und dergl. das Bild beherrschten, von denen nicht nur die fossile „Dryasflora“, sondern auch einzelne als „Glazialrelikte“ bis auf die Gegenwart besonders auf dem kaltgründigen Boden der Moore erhalten gebliebene Pflanzenarten wie Zwergbirke, lapp-ländische Weide u. a. m. Zeugnis ablegen. Dem Rückzuge der Gletscher nach der letzten Eiszeit folgten dann allmählich und entsprechend dem günstiger werdenden Klima die Waldbäume wieder von ihren teilweise weit abseits gelegenen eiszeitlichen Refugien aus auch in das eisfrei gewordene Gebiet, doch wäre es irrtümlich, wenn man sich diese Entwicklung als eine in geradlinigem Anstieg verlaufene vorstellen wollte. Vielmehr haben auch während der Postglazialzeit noch wiederholte Wandlungen des Klimas stattgefunden, die nicht nur die pflanzengeographische Entwicklung in tiefgreifender Weise beeinflußt haben, sondern auch für die spätere menschliche Besiedelung von erheblicher Bedeutung gewesen sind. Diese postglazialen Klimaänderungen betrafen in erster Linie die Niederschlagsmenge, und zwar derart, daß sich zwei durch ein niederschlagarmes Klima von mehr kontinentalem Charakter ausgezeichnete Perioden und andererseits zwei Zeitschnitte mit auch im Vergleich zur Gegenwart erhöhten Niederschlägen unterscheiden lassen. Im Anschluß an den norwegischen Forscher Blytt werden allgemein die beiden ersten Perioden als die boreale und subboreale, die beiden letzteren als die atlantische und subatlantische bezeichnet; die boreale Periode folgte der spätglazialen, wobei allerdings gerade die Übergangszeit sich in klimatischer und pflanzengeographischer Hinsicht noch wenig genau kennzeichnen läßt, während die subatlantische Periode bis in die frühgeschichtliche Zeit hineinreicht. Auch die Wärme, der andere für das Klima maßgebende Faktor, ist gewissen Schwankungen unterworfen gewesen; es scheint, daß nach dem Ende der letzten Eiszeit der Wärmeanstieg ziemlich rasch erfolgte und daß dabei das heutige Maß nicht nur erreicht, sondern überschritten wurde, so daß etwa in die atlantische Periode das nacheiszeitliche sogen. Wärmeoptimum fällt. Es gehört zu den wichtigsten Ergebnissen der neueren Forschung auf diesem Gebiet, daß die Unterscheidung dieser vier postglazialen Klimaperioden, die zuerst von Skandinavien ausgegangen ist, sich auch als für Mitteleuropa zutreffend herausgestellt hat. Hand in Hand mit jenen Klimaänderungen erfolgten auch bedeutsame Umgestaltungen in den hydrographischen Verhältnissen des Ostseebeckens, und zwar entspricht der trocken-warmen borealen Periode die Ankluszeit, während deren die Ostsee einen abgeschlossenen Binnensee darstellte, und der atlantischen Periode die Litorinasenkung, welche zeitweise die Ostsee in eine verglichen mit der Gegenwart offene Verbindung mit der Nordsee brachte. Die Entwicklung der Vegetation ist naturgemäß nicht überall vollkommen gleichmäßig verlaufen, da auf sie auch kleinere örtliche klimatische Unterschiede, wie solche ja auch gegenwärtig noch zwischen verschiedenen Landschaften Mitteleuropas bestehen, einerseits und die verschiedene Lage zu den Gebieten, welche den Ausgangspunkt der nacheiszeitlichen Pflanzenwanderungen bildeten,

andererseits einen mitbestimmenden Einfluß ausübten. Für Norddeutschland kann man, soweit die in den Wäldern herrschenden Baumarten in Frage kommen, etwa die Ausbreitung der Kiefernwälder als der borealen und die Vorherrschaft der Eiche als der subborealen Zeit entsprechend ansehen, während die starke Ausbreitung der Rotbuche erst der subatlantischen Zeit angehört. Von besonderer Bedeutung sind nun gerade die beiden durch ein trockeneres und wärmeres Klima ausgezeichneten Perioden. In pflanzengeographischer Hinsicht geben sie uns die Erklärung für das Vorkommen zahlreicher zu der sogenannten pontischen, besonders für die Steppen des südöstlichen Europa bezeichnenden Flora gehöriger Arten, welche in Mitteleuropa, durch weite Lücken von ihrem Hauptverbreitungsgebiet getrennt, in einzelnen, untereinander auch wieder nicht zusammenhängenden Bezirken (z. B. im westpreußischen Weichselgebiet, besonders in den Kreisen Thorn, Culm und Schweid, in Schlesien, an der unteren Oder, im Hügelland zwischen dem Thüringer Wald und dem Harz, im süddeutschen Donaugebiet, im Innern Böhmens usw.) mit einer überraschenden Dichtigkeit auftreten. Da die Besiedelung dieser heutigen getrennten Verbreitungsbezirke schwerlich unter Ueberspringen der großen, sie trennenden Lücken, sondern in der Hauptsache nur durch schrittweise oder in kleinen Sprüngen erfolgende Wanderung vor sich gegangen sein kann, so haben wir es in jenen Vorkommnissen mit den Ueberresten einer ehemals mehr zusammenhängenden Verbreitung zu tun, welche von jenen Arten nur während eines Abschnittes der Postglazialzeit erreicht worden sein kann, die in klimatischer Hinsicht ihren Ansprüchen günstiger war als die Gegenwart, während die heutigen Verbreitungslücken sich auf eine später eingetretene Klimaver schlechterung zurückführen lassen. Man braucht sich deshalb noch nicht vorzustellen, daß während jener durch ein kontinentales Klima ausgezeichneten Perioden weite Strecken Mitteleuropas einen ausgeprägten Steppencharakter besessen hätten; für manche Landstriche dürfte eine solche Annahme allerdings zutreffen, im großen und ganzen wird man aber mehr mit Verhältnissen zu rechnen haben, wie sie etwa dem Grenz- und Kampfgebiet zwischen Wald und Steppe entsprechen, also einer mehr oder weniger weitgehenden Lichung der Wälder und Austrocknung der Moore, die eine Art Parklandschaft entstehen ließ. Von diesem Gesichtspunkt aus erscheinen nun zugleich auch die besiedelungsgeographischen Verhältnisse der vorgeschichtlichen Zeit in einem ganz anderen Lichte. Es ist Gräfmann gewesen, der als erster darauf hingewiesen hat, daß insbesondere in Süddeutschland die menschlichen Siedlungen vom Beginn der neolithischen Epoche an durch die ganze folgende Zeit bis zur Römerzeit hin im wesentlichen die gleichen Flächen bevorzugen, welche durch die pflanzengenossenschaften südöstlicher und südlicher Herkunft charakterisiert sind, und daß ein erheblicher räumlicher Fortschritt der Besiedelung während der ganzen prähistorischen und frühgeschichtlichen Zeit nicht zu erkennen ist, während daneben andere Flächen, deren Rodung auch nachweislich erst im Mittelalter erfolgt ist, ganz oder nahezu siedlungsfrei blieben. Diese Uebereinstimmung, die später u. a. auch als für Schlesien zutreffend erwiesen worden ist und die auch in Westpreußen vorhanden sein dürfte, kann nur von einem gemeinsamen, in der Landesnatur gegebenen Faktor ab-

hängig sein, den wir darin zu erblicken haben, daß die neolithische Bevölkerung die von Natur waldfreien oder waldarmen, von mehr steppenartigen Pflanzenvereinen eingenommenen Landstriche bevorzugte, denn wenn wir sehen, daß in der ganzen Folgezeit keine Rodung von Wäldern mehr stattgefunden hat — eine energische, in die geschlossenen Waldgebiete vordringende Rodungstätigkeit setzt erst mit der Karolingerzeit ein —, so können wir wohl nicht annehmen, daß die neolithische Bevölkerung mit ihren Steinwerkzeugen erst die von ihr bewohnten Flächen entwaldet haben sollte. Mit anderen Worten also: Mitteleuropa war in vorgeschichtlicher Zeit keineswegs ein ausschließlich von Urwald bedecktes Land, sondern die Waldgebiete waren in erheblichem Umfange von Steppen und Grasfluren, im Nordwesten auch von Heiden durchsetzt. Und in diesem Zustande hat sich das Land auch weiterhin erhalten, als die mit der subatlantischen Periode anscheinend ziemlich plötzlich einsetzende Klimaverschlechterung die Ausbreitung des Waldes förderte, indem teils die natürlichen Verhältnisse, vor allem aber der Einfluß des Menschen dafür sorgte, daß die zur Steppenbildung neigenden Landschaften sich dauernd waldfrei erhielten. So wie dem subborealen Klimaoptimum das Aufblühen des Ackerbaues entspricht, so hat umgekehrt die subatlantische Klimaverschlechterung, welche etwa in die Zeit um 850 v. Chr. anzusehen ist, tiefgreifende Folgen für die Bevölkerung gezeitigt; in Süddeutschland und dem Alpengebiet, für die diese Verhältnisse in neuerer Zeit durch die Untersuchungen von Gams und Nordhagen klargelegt worden sind, äußern sich diese Folgen besonders in dem durch das Steigen der Seespiegelhöhen bewirkten plötzlichen Untergang der Pfahlbaukultur und in dem Erlöschen des vorher blühenden prähistorischen Bergbaues in den Ostalpen, doch werden die Folgen gewiß nicht auf diese Gebiete beschränkt gewesen sein.

Aus dem Elchrevier Ibenhorst

Von Walter Kührke-Schirwindt

Dort, wo sich die Mündungsarme des deutschen Memelstromes mit dem Kurischen Haffe vermählen, wo in stetigem Kampfe mit den Wasserfluten der schlichte Ostpreußensohn dem gesegneten Heimatboden die Frucht abringt, wo sich finsterer Erlenwald in den schwarzen Flussläufen und Gräben spiegelt und einsame Werderinseln mit fruchtbaren Wiesen, Feldern und für den Fremdling heimtückischen Mooren abwechseln, da haust der urige Elch, der König der ostpreußischen Wälder.

Majestätisch trägt dieser Riese das gewaltige Haupt, das bei dem männlichen Tiere mit mächtigen vielendigen Schaufeln gekrönt ist. Ein kräftiger Bart schmückt den Hals und gibt dem Elch ein würdiges Aussehen. Schwarzbraun wie die Moorerde ist sein Gewand und auf starken Hüfen, die in der Jägersprache Schalen genannt werden, ruhen die mächtigen weiß geschmückten Läufe. Wohl als einziges unter den übrigen Hirscharten zeigt das Elchkalb schon in frühester Jugend ein einfarbiges Kleid, geziert durch den Alstrich, der jedoch mit der ersten Behaarung für immer abgelegt wird. Gar häufig ist schon das erste Geweih als Sechsendengeweih ausgebildet, um sich dann nach Abwurf zu jenen herrlichen Schaufeln

zu entwickeln. Vergeblich wird der Naturfreund im Frühsommer trotz peinigender Mückenschärme die Ibenhorster Forst durchstreifen; er wird trotz eifrigsten Suchens selten das königliche Wild entdecken, das sich in dieser Zeit im Erlenbusch versteckt hält, und nur die merkwürdig kleine und pfeffernussartige Lösung zeugt von dem Vorhandensein dieser Tiere.

Wenn aber im Herbste die Nebel auf den feuchten Wiesen brauen, wenn die Heidebauern an ihren offenen Lagerfeuern nach harter Erntearbeit dort ihr karges Abendessen kochen, dann verläßt der Elch den sumpfigen Erlenwald und furchtlos, in Rudeln zu drei und vier, überwindet er dank seiner großen Schalen das sumpfige Ufer des Flusses, um dann als geübter Schwimmer den Wiesen des andern Ufers zu zustreben. Es gibt wohl kaum ein herrlicheres Bild, als wenn dieser Riese in seiner würdigen Art aus dem Wasser steigt, den gewaltigen Leib nach dem kühlen Bade kraftvoll schüttelt und langsam Schritte durch den Nebel schreitet.

Wenn dann im September im Skirwietzflüß die wohl schmeckenden Neunaugen die Neße der Fischer füllen und der Förster beim Ruzer Wasserpunsch*) und Bärenfang (ein Gemisch von Spiritus und Honig) bei traurlichem Lampenschein mit seinem Nachbar plaudert, dann geht der Elchhirsch auf die Freite. Leider kommt es dann auch vor, daß der junge liebesdurftige kapitale Hirsch, die schönste Hoffnung des Weidmanns, von dem grimmigen alten Gabler oder Spießer geforkelt wird, im Zweikampf mit diesem unerbittlichen Nebenbuhler unterliegt.

So nahm auf diese tragische Weise im Jahre 1885 ein prächtiger Achtender auf dem Bredzuller Moor ein frühzeitiges Ende, der an dem nächsten Tage dem Prinzen Heinrich von Preußen als Jagdbeute dienen sollte.

Dieses Erliegen der starken Hirsche den älteren aber mit geringerem Geweih gegenüber hat im Verein mit falschem Abschuß zu einem Niedergang des Ibenhorster Elchwildes geführt.

Wenn im Spätherbst in den dunklen, regnerischen Nächten der Weststurm vom Haff aus durch den Erlenwald heult und Wiesen, Wege und Wald überschwemmen, so daß viele Gehöfte gänzlich abgeschlossen sind, weil bei Frostwetter ein Verkehr weder mit Kahn noch mit Schlitten möglich wird, dann wandert der Elch nach dem Bredzuller Moore, wo er sich von bestimmten Moosen und Gräsern ernährt. Hier hält er sich auch im Frühling auf, wenn in dem Ueberschwemmungsgebiet das Auge nichts anderes als Wald und Wasser erblickt, wenn der Schwan und die Wildgans in schönem Gesange über die Fluten streicht, der edelgeformte, schlanke Kranich die Luft mit seinem Geschei erfüllt, und Wildenten, Möwen, Reiher und Kiebitze diese romantische Gegend bevölkern.

Verwandelt sich aber im Winter dieses Gebiet in ein gewaltiges Eisfeld, dann beginnt auch für den Elch eine Zeit der Not. Wenn dann bei harter Kälte das Eis auf dem Haffe mit Krachen bricht, daß man meilenweit Kanonendonner zu hören glaubt, dann besteht die Nahrung dieses Tieres hauptsächlich aus Weidenbast, der in meisterhafter Weise von den an den Wegen und Wiesengrenzen stehenden Bäumen und Sträuchern vom Elche abgeschält wird, ohne daß es diesen schadet. Wehe aber, wenn dann nach

*) So genannt, weil Wasser am allerwenigsten in ihm enthalten ist.

Tauwetter Glatteis einsetzt, dann ist in den mondscheinhellen Nächten die Stunde der schurkischen Wilddiebe gekommen, die auf ihren schnellen Schlittschuhen das edle Tier verfolgen und mit ihren Spießen geräuschlos ermorden und ebenso auf kleinen Schlitten fortfassen.

Doch auch andere unerbittliche Feinde hat dieses Wild, so die Rachenbremse und den Milzbrand. Letzterer ist derartig übertragbar, daß selbst das Gras schon, das an der Stelle wächst, wo das erkrankte Tier verendet und begraben ist, bei Genuß diese furchtbare Seuche überträgt, und nicht selten findet man im Ibenhorster Revier die mit Holzstangen eingezäunten Gräber dieser edlen Wildart.

Während noch zur Zeit Kants der Elch die umliegenden Wälder Königsbergs bewohnte, und nach den Ausführungen des Königsberger Geschichtsforschers L. v. Baczko besonders Moditten (etwa eine Meile von Königsberg) durch seine Elchjagden berühmt wurde, war der ostpreußische Elchbestand zur Zeit des Revolutionsjahres von 1848 durch planloses Hinmorden auf elf Tiere zusammengeschrumpft. Dank der liebevollen Pflege ostpreußischer Weidmänner ist dieses seltene Wild heute auf etwa 800 Stück wieder angewachsen und in 10 Landkreisen der Regierungsbezirke Königsberg und Gumbinnen anzutreffen, wenn auch starke Hirsche immer seltener werden.

Dieses lebendige Denkmal aus grauer Vorzeit sei uns ein Gruß und ein Mahnzeichen unserer Vorfahren, ein Symbol der Urkraft und Schönheit des deutschen Waldes.

Vom Geserichsee

Von Frikz Braun

Nördlich der Rosenberger Chaussee zieht sich der Geserichsee mit einem schmalen Wasserarm zwischen dem Festland und dem Großen Werder dahin, und auch dies Gewässer wird noch durch ein winziges Eiland, die bewaldete Schlangeninsel, zweisach geteilt. An das Seeufer drängt sich ein schmaler Streifen speerschäftigen Rohres, der durch allerlei Buschwerk, Weidenarten, Traubenkirschen, Kreuzdorn und Berberitzen, unserem Blick entzogen wird, so daß nur die heiseren Lieder des Karrekiet, der Rohrdrossel, sein Dasein verraten. Zwischen diesem Gebüsch und dem an sanftem Bügel ansteigenden Mischwald folgt ein schmaler, zumeist dicht begrünter Weg den kleinen Krümmungen des Seeufers.

Dann erreichen wir eine größere Lichtung, eine der vielen „Ablagen“, wo die gefällten Riesenstämme abgeladen werden, um, zu schmalen Flößen vereint, den Holzschneidemühlen in Dt.-Eylau zugeführt zu werden. Hier mußten Röhricht und Uferdickicht dem Menschen Platz machen. Lassen wir uns auf den mächtigen Eichenstämmen nieder, welche die Fuhrleute am Ufer hochaufgeschichtet haben, so schweift unser Blick über die blanke Wasserfläche bis zum Gestade des Großen Werders, wo hinter dunklen Erlen mattgrüne Kornfelder an sanftgeschwungenen Hügeln emporstehen.

Trüb und still dämmert der Juliabend. Aber eigentlich klingt das viel zu trübselig, denn trotz der weißgrauen Wolkendecke ist der Luft jene seltsame Helligkeit zu eigen, die sie gerade bei hohem Feuchtigkeitsgehalt auszuzeichnen pflegt. Und wie das die Regel ist, erweist sie sich auch viel durchsichtiger als sonst, so daß es scheint,

als wären weit entfernte Gegenstände in greifbare Nähe gerückt worden.

Als wir uns auf dem Holzberg niederlassen, fallen auch schon unzählige Mücken über uns her. Aber die feuchte, schwüle Luft macht uns so müde, daß wir uns der kleinen Quälgeister kaum erwehren mögen. Ein unendlich süßes Gefühl der Müdigkeit, eine weiche, gliederlösende Schwere überkommt uns, und schweigend überlassen wir uns dem Zauber des sommerlichen Landschaftsbildes.

Ist nicht diese ganze Wald- und Seelandschaft eine rechte Symphonie in Grün? Sattgrün schimmert der Wald rings um den Holzstapel, grüne Laubpolster bildet hinter uns das Dickicht der Weißbuchen- und Haselbüschel, neben uns das safttrockende Strauchwerk am Seeufer. In weichem Graugrün schimmern drüber die Korngebreite hinter dem dunkeln Grün der Erlenbüschel, und sogar die Fläche des Sees scheint all das Grün in sich hineingeschlürft zu haben, um es noch satter, noch tiefer zurückzuwerfen.

Kein ungehöriger Laut stört den Frieden des Sommerabends. Nur im Graben am Waldweg läuten die Unken, und dann und wann sezt hier und da und dort das rauhe Lied der Rohrdrossel ein, aber selbst dieser Schreihals scheint seine Stimme zu mäßigen und herabzustimmen. Nun tönt ein gleichmäßiges Geräusch zu uns herüber. Ruderschlag ist's. Da wird auch schon das Gefährt mit zwei jugendlichen Insassen hinter dem Südende der Schlangeninsel sichtbar. Weil ich in ihnen Schüler zu erkennen glaube, rufe ich ein paar Grußworte hinüber. Doch die feuchte Luft hat mich genarrt; nur unverständliche Laute geben mir Antwort. Die Entfernung ist doch viel größer, als wir glauben möchten.

Und wieder umgibt uns das große Schweigen. Nur dann und wann blitzt es in der Fläche allerorten hell auf, hüpfen silberige Fischlein hoch empor. Ob der Hecht hinter ihnen her ist? — Dann ist's wieder stille.

Und diese Stille zieht auch uns in ihren Bann. Alten Zeiten wenden sich unsere Gedanken zu, wunschlos und personen. Ist's doch eine jener Stunden, die eigens dazu bestimmt erscheinen, Abrechnung mit sich zu halten und mit seinem Tun, eine jener Stunden, da die Stille so tief wird wie ein geheimnisvoller Brunnen, daß man in ihrem Grunde das leise, bang verzitternde Ticken der großen Weltenuhr zu hören glaubt. —

Wochen gehen ins Land und reihen sich zu Monaten. Die junge Brut der Blässhühner, die im Schilf lärmte, ist längst zu stattlichen Vögeln herangewachsen, und die Segler, die den Turm der Enzlauer Kirche umschrillten, kreisen wieder um die Felsenschroffen afrikanischer Bergländer. Frische Herbstwinde vertrieben den weichen Duft der Sommertage, und immer klarer, immer durchgeistiger spiegelt der Geserich das Blau des Himmels, das Goldgeflacker der Ahornkronen wider.

Da machen wir uns auf, um in dem urgewartigen Buchenhain bei der Försterei Feldchen den Erntesegen der Rotbuche zu bergen, als erwünschteste Zukost für unsere plappernden Papageien, deren Futter während der Kriegsjahre teurer und immer teurer wurde.

Am Gestade des Geserichsees und in der weiten, see- und sumpfdurchwirkten Waldwildnis der Schönberger Forst herrscht König Herbst. Leuchtend wie Stahl flieht der Seespiegel zwischen dem Festland und dem Großen Werder vor uns weit zurück bis dahin, wo der Wald

mit seinen dunkelgrünen Erlen, lichtgelben Birken und schwarzen Fichten über ihm zusammenschlägt. Und mitten in dem Glänzen liegt die Schlangeninsel mit ihren dunkelblauen Föhren und lichtgelben Birken, prangend wie eine gefüllte Zierschale auf festlicher Tafel.

Heute wünschten wir uns die Uferhänge des Geserich gar nicht höher. Denn dadurch müßte das Bild etwas Troßiges, Heroisches bekommen, das zu diesem Herbstidyll gar nicht stimmen möchte. Mußt du nicht auch so den feinen, zugleich bewegten und ruhewollen Fluß der Linie bewundern, mit der sich der Wald gegen den schwarzblauen Himmel absetzt? Ist's nicht, als ob diese vornehme, feierstille Natur uns zuriefe: „Kommt hinaus zu mir, und laßt eure kleinen Alltagsgedanken zu Hause! Läßt euer Auge an den herbstlich bunten Farben des Waldes und laßt es ruhn auf dem Silberspiegel meiner Seen! Und dann sendet eure Träume über jenen waldigen Hügel, wo der kreisende Mauser nur noch als ein kleinwinziges Pünktchen über der höchsten Föhre schwebt, weit hinaus in jene Fernen, wo in reinerem Licht die Gedanken der Ewigkeit gesponnen werden und das Stürmen und Drängen alles Lebendigen, Unzulänglichen zu ewiger Ruhe in Gottes Seele zusammenfließt!“

Zwischen weiten Fichtenschönungen, wo während der Kriegsjahre die kupferfarbigen Schößlinge der himbeeren und Brombeeren über den winzigen Bäumchen eine schier undurchdringliche Decke bildeten, steigen wir zu dem Seeufer hinab. Ueber die dichte Hecke an seinem Gestade hat der Herbst alle Farbtöpfe ausgeschüttet. Lohgelb leuchten die Reiser der kleinblätterigen Birken, und daneben dunkeln die Berberitzenzweige in so tiefem Braun, daß du ihre knallroten Beeren kaum bemerkst. Und scharlachrot ward auch der Weg zu unseren Füßen, wo wir im Sommer würzige Erdbeeren lasen.

So wandern wir einen Kilometer um den anderen, ohne daß die frische Herbstluft uns des Weges Mühen fühlen läßt. Ueber uns schlugen längst die Kronen der Bäume zusammen, und doch bedrückt uns nicht die Einsamkeit des Waldes, denn zur Rechten glißt es zwischen den Bäumen immer wieder hell auf, heben sich Enten mit klingendem Flügelschlag über dem Spiegel des Sees höher und höher empor. Und dann lichtet sich das Dickicht der Weißbuchen und Haseln. Ein mächtiger Hain von Rotbuchen nimmt uns auf. In freiem Verein fanden sich die königlichen Bäume zusammen, weit genug voneinander entfernt, daß sich jeder zu vollster Schönheit entfalten konnte. Ist's nicht eine Lust, den Blick an den astfreien Säulenschäften hinaufzusenden bis dahin, wo sich die Kraft des Schafes in die Anmut der steigenden, fallenden Astgewölbe auflöst? Und in welch' farbiger Pracht prangen nicht diese hohen Tempelhallen! Hier dunkelt ein Baum noch in sattem Grün, dort leuchtet es gelb, da dunkelt es braunrot, in jener vornehmen, feierstilen Farbe, die der herbstlichen Rotbuche eigen ist. Und über alledem die milde Herbstsonne, jede Baumkrone durchleuchtend, durch jede Lücke im Laub herabflutend zu dem Waldboden, daß es auch drunter in der Streu schimmert und glüht.

Dabei ist's so still, daß wir erschreckt zusammensfahren, als drei, vier Eichelhäher unter der dicksten Buche aufgehen und sich laut schreitend und wetternd, ängstlich und doch zögernd genug, von Baum zu Baum davonstehlen.

Dort, wo sie saßen, wird es an Eckern nicht fehlen. Seht ihr, da liegen die scharfkantigen, sattbraunen Früchtchen dicht beisammen,

heißt es nicht suchen, nur sammeln. Mit biegsamer Gerte fege das Laub vor dir zu Hauf, dann hast du genug für fünf, für zehn Minuten!

Nun geht's an die Arbeit. Und um uns, über uns schweigt der Wald. Nur ein Buchfink kommt neugierig herbei und begrüßt die fremden Gäste mit halblautem Lockruf. Dann wird ihm das langweilig, und er ergreift selber eine Buchecker. Doch die elastische Schale will nicht nachgeben. Aergerlich schlägt er mit ihr nach rechts und links auf die Laubstreu, dann läßt er sie fallen und fliegt auf einen tief herniederhangenden Ast, wo sich, herbeigeführt durch sein helles „Pink, Pink!“, drei, vier Artgenossen zu ihm gesellen. Nun geht's auf und davon, mit seltsamer Hast und Unruhe, als ob ihnen schon das Wanderfieber im Blute stecke.

Voller und voller werden unsere Rucksäcke, aber auch das Glühen und Leuchten der Herbstsonne steigt höher und höher. Längst sitzen wir schon im kühlen Abendschatten, während es droben in den Baumkronen noch gleißt und loht.

Jetzt ist's aber genug, wenn wir noch vor Dunkelwerden nach Hause kommen wollen! Jetzt flammen nur noch die höchsten Spitzen der Waldbäume, und wir spähen vergebens nach den wandernden Rotkehlchen, deren scharfe Lockrufe aus dem Stangenholz an unser Ohr tönen. Und da wir endlich den Waldraum erreicht haben, grüßen uns über den See hinweg schon die hellen Lichter des Städtchens, so friedlich glänzend, als gäbe es auf unserer Erde keinen Brodneid und keinen Völkerhaß, keinen Ehrgeiz und keine Goldgier.

Nun hause ich schon seit Jahr und Tag bei meiner lieben Heimatstadt, an dem waldigen Hang der Danziger Königshöhe. Auch über diesen freundlichen Gau hat die Natur das ganze Füllhorn ihrer Anmut ausgeschüttet, aber oft genug fliehen meine Gedanken voll tiefer Sehnsucht zu dem Gestade des Geserich, wo ich dich erst so recht kennen lernte mit all deinen Schauern und Seligkeiten, deinen lenzigen Liedern und dem edelsteinschimmernden, schloßweissen Brautkleid der mondhellten Winternächte, du gastfreier und redseliger, du trostreicher und verschwiegener Wald meines ostmärkischen Heimatlandes.

Bericht über die Arbeit des Heimatbundausschusses für Natur- und Landschaftsschutz

Von Senator Dr. Strunk

Unter den Ausschüssen des Deutschen Heimatbundes hat der Ausschuß für Natur- und Landschaftsschutz die Aufgabe, für das vom Deutschen Heimatbunde verfolgte Ziel zu wirken, die heimische Natur und Landschaft in ihrer Schönheit zu erhalten. Der Ausschuß hat zunächst unter der Führung von Professor Dr. Wangerin, dann unter der von Studienrat Dr. Lüttschwager, zu diesem Zwecke im Laufe der fünf Jahre seines Bestehens eine große Zahl von Sitzungen, Besichtigungen, Führungen und Vorträgen veranstaltet und im Rahmen der Gesamtarbeit des Heimatbundes dafür gesorgt, daß die Fragen des Natur- und Landschaftsschutzes die gebührende Berücksichtigung erfahren haben.

Die wichtigsten Vorgänge aus der Zeit der Führung durch Herrn Professor Wangerin sind: die Errichtung eines neuen Naturschutzgebietes in Gestalt des Schwingmoores im Sobbywitzer Wald, die erfolgreichen Bemühungen um den Schutz des schönen alten Parkes von Herrengrebin, der erfolgreiche Einspruch gegen die geplante Umwandlung des Olivaer Schlosses und des Königlichen Gartens in eine Vergnügungsstätte, die ausführlichen Gutachten in Sachen des Messina-Schutzgebietes.

Aus der Zeit der Führung durch Herrn Studienrat Dr. Lütt schwager, seit 1. April 1924, ist folgendes Bemerkenswerte zu nennen:

Die Mitarbeit an der Ausführung des Gesetzes zum Schutze der Bau- und Naturdenkmäler, Einsprüche gegen die Asphaltierung der Großen Allee und gegen Abholzungen im Soppoter Stadtgebiet, die Mitarbeit an einer Senatsverordnung über den Schutz von Tieren und Pflanzen, die Vorbereitung der 5. Deutschkundlichen Woche, die Herausgabe von zwei Heimatheften über die Danziger Naturschutzgebiete und das Eintreten für die Bestrebungen des Vereins Naturschutzpark.

Der Westpreußische Botanisch-Zoologische Verein

Von Prof. Dr. Łakowicz, Danzig

Im Frühjahr 1878, bald nach der Erhebung Westpreußens zur selbständigen Provinz, begründeten angesehene Männer Danzigs — Prof. Dr. Bail, Prof. Dr. Menge, Oberlehrer Dr. Kiesau, Oberlehrer Eggert, Kaufmann Grenzenberg, Lehrer Brischke, Oberförstmeister Mangold, Dr. Schuster, Apotheker Becker, Kaufmann Münsterberg, Gerichtssekretär Sielaff, Prof. Dr. Conwenz, damals noch in Breslau, Kreisarzt Dr. Freymuth, Stadtrat und Apothekenbesitzer Helm — auf Anregung des zuerst Genannten den Verein und verwirklichten dadurch den langgehegten Wunsch, den Botanikern und Zoologen Westpreußens in ihrer Heimatprovinz einen Sammelpunkt für ihre idealen Bestrebungen und ein eigenes in Danzig erscheinendes Organ zur Veröffentlichung ihrer wissenschaftlichen Arbeiten zu schaffen. Bis dahin hatten sie Anschluß bei dem Botanischen Verein in Königsberg gehabt. Die Abtrennung der neuen Provinz, die Wiedererhebung Danzigs zur Provinzialhauptstadt stärkten naturgemäß das Selbständigkeitsgefühl. Durch Neubegründung des Vereins kam dies zum Ausdruck.

Zum Vorsitzenden wurde der Florist und Herausgeber der Flora der ungeteilten Provinz Preußen (1848) Dr. C. J. Klinggräff gewählt. Nach dessen Tode führten sein Bruder, der Moosforscher Dr. h. von Klinggräff, dann Oberlehrer Dr. Schmidt und seit 1902 der Schreiber dieser Zeilen den Vorsitz.

Schnell wuchs die Mitgliederzahl, besonders seit dem Jahre 1903, als der Verein aus der bis dahin geübten Zurückhaltung heraustrat und außer der einmal im Jahr abzuhalgenden Hauptversammlung noch regelmäßige Wintersitzungen, populäre wissenschaftliche Vorträge, Wanderfahrten innerhalb des Vereinsgebietes und darüber hinaus, auch ins Ausland, unternahm. Gegenwärtig ist das erste Tausend der Mitglieder fast erreicht. Außer den heimischen berufenen Naturforschern und Sammlern schlossen sich auch zahl-

reiche sonstige Naturfreunde dem Verein an, in dem die belebte Natur nicht etwa als eine Summe von pflanzlichen und tierischen Formen gilt, geeignet zur näheren Beschreibung und Vergleichung, vielmehr als der harmonische Zusammenschluß lebensvoller Wesen, die aufeinander angewiesen, deren innere funktionelle Lebendigkeit den Pulsschlag des Lebens auf der Erde überhaupt bedeutet, die sich zu Gemeinschaften gruppiert haben, die als Verkörperung von Naturgesetzmäßigkeiten anzusehen und die schließlich in reichem Maße ästhetischer Betrachtung zugänglich sind.

Der Verein hat sich der Naturforschenden Gesellschaft in Danzig als deren Fachsektion angeschlossen.

Wo viele Kräfte zur Verfügung stehen, kann bei richtiger Leitung auch Bemerkenswertes geleistet werden. Dank der tatkräftigen Unterstützung seitens der Provinzialbehörde, in den letzten Jahren seitens des Senates des Freistaates und der Gemeindeverwaltung Danzigs, konnten die jährlich erscheinenden Vereinsberichte mit wissenschaftlichen Anlagen in stattlichem Umfange, außerdem folgende Sonderveröffentlichungen herausgegeben werden: Die topographische Flora der Provinz Westpreußen von Dr. H. v. Klinggräff, 1880; Die Leber- und Laubmoosflora West- und Ostpreußens, von demselben Verfasser, 1893; Hydrobiologische Untersuchungen in den Stuhmer Seen von Prof. Seligo, 1900; Die Algenflora der Danziger Bucht von Prof. Lakowicz, 1907; Die Rotatorienfauna Westpreußens von R. Lucks, 1912; Flora der Kreise Neustadt und Pułzig in Westpreußen, 1914; Der Drausensee bei Elbing von Studienrat Dr. Lüttschwager, 1925. Andere sollen bald folgen.

Sendboten des Vereins haben in den verschiedensten Teilen des Vereinsgebiets eine rege Sammeltätigkeit entfaltet zur Feststellung des Bestandes der heimischen Flora und Fauna. Ein überaus reiches Material ist zusammengetragen und geordnet dem Provinzialmuseum, dem gegenwärtigen Museum für Naturkunde und Vorgeschichte, in Danzig überwiesen, zur weiteren Durcharbeitung. Vieles gibt es noch in floristischer und faunistischer Hinsicht zu tun, die Biologie wirft dauernd neue Fragen auf, die der Lösung harren. Mit solcher Arbeit pflegt der Verein ideale Bestrebungen, zugleich trägt er für weite Bevölkerungskreise einen beachtenswerten idealen Zug in unsere wirtschaftlich harte Zeit, in der materielle Interessen herrschen. Der Verein will eine Zentralstelle für wissenschaftliche Erforschung der Heimat, zugleich für einen tiefgehenden wissenschaftlichen Idealismus sein. Er hält die Fahne biologischer Forschung hoch, zur eigenen Freude aller Beteiligten, niemandem zu Leide, zum Besten aller. —

Der Verein der Danziger, Ortsgruppe Berlin, im Geschäftsjahr 1925

In allen Monatsversammlungen, in allen besonderen Veranstaltungen gelangte zum Ausdruck, Danzigs Deutschtum zu stützen und zu fördern.

Unser Verein beteiligte sich an der mächtvollen Kundgebung für die bedrohte Ostmark am Abend des 3. März in der neuen Aula der Friedrich-Wilhelm-Universität.

Unter dem Wahlspruch „Grenzmark in Not“ hatte in ihrem geistigen Führertum dazu aufgerufen die Grenzmannschaft Altpreußen; sie ist die dem Hochschulring angeschlossene Vereinigung ost- und westpreußischer Studierender an den Berliner Hochschulen.

Weit über tausend Ost- und Westpreußen, Danziger und andere heimatliebende Deutsche aus allen Gauen scharten sich hier um den Redner dieser Kundgebung, den Prorektor Geheimrat Prof. Dr. Roethe, selbst ein Sohn Westpreußens. Von den Werken deutschen Geistes und deutscher Schaffenskraft in Danzig gab weiteren Kreisen des Publikums eine stark besuchte Veranstaltung Kunde, zu welcher der Verein am 13. März im großen Hörsaal der Technischen Hochschule in Charlottenburg eingeladen hatte; „Danzigs Industrie und die Bedeutung des deutschen Ostens für das Reich“ war das Thema. Den einleitenden Vortrag hielt ein berufener Kenner der Ostmark in ihrer volkswirtschaftlichen Bedeutung, Herr cand. h. Brodowski. Die folgende reichhaltige Filmvorführung gab fesselnde, ausschlußreiche Bilder von dem Handel, der Industrie und dem Gewerbeleben Danzigs.

Am 8. Mai hatten wir die Ehre, den Vorsitzenden des Deutschen Heimatbundes, Herrn Senator Dr. Strunk, in unserer Mitte zu begrüßen. Auf der Rückfahrt von der Weihe des deutschen Museums in München, widmete er uns die Zeit bis zur Abfahrt nach Danzig zu einem Vortrage über „Danzigs kulturelle Lage und Arbeit“. Den zahlreich erschienenen Mitgliedern und Gästen entrollte sich in geistvollen Betrachtungen ein sehr wertvoller Einblick in die Kulturverhältnisse Alt-Danzigs und ihre lebhafte Förderung in den fünf Jahren des Bestehens als Freistaat.

In den Arbeitsausschuß zur Vorbereitung der Rheinischen Jahrtausendfeier, verbunden mit den Ost- und Westpreußischen Abstimmungsgedenkfeiern, wurde ein Vorstandsmitglied abgeordnet. Bei der eindrucksvollen vaterländischen Kundgebung vor dem Reichstagsgebäude, am Sonnabend, dem 14. Juni, war der Verein in großer Zahl vertreten.

Zu den erweiterten Aufgaben des Vereins gehört es, die Bedeutung Danzigs als Pflegestätte deutscher Kunst und Kultur durch Wort und Bild weitesten Kreisen der Öffentlichkeit bekannt zu geben. Einen Vortrag dieser Art, über den „Artushof in Danzig und seine Kunstwerke“, hielt am 5. Juni unser Vorstandsmitglied Herr Oberregierungsbaurat Tuny in dem unter dem Protektorat des Prinzen Joachim Friedrich stehenden „Preußenclub“. Die eigenen Forschungsergebnisse wurden dabei durch eine große Reihe zum erstenmal gezeigter Lichtbilder erläutert.

Unauslöschlich die Sehnsucht jedes Danzigers nach seinen buchenumrauschten Heimbergen, dem blauen Ostmeer mit seinem schimmernden Strande und den waldbekränzten Uferhöhen! Erklärlich darum, daß die Sommerausflüge des Vereins die wald- und wasserreiche Havel- und Spreelandschaft bevorzugten. Die nähere Umgebung Berlins bietet sich in märkischer Herbheit und Frische dar; malerischen Gepräges, wie es keine andere Weltstadt aufzuweisen vermag.

Zoppoter Erinnerungen weckte die unvergleichliche Mondschönheit am 6. Juni nach dem Oberspreeidyll, dem Müggelößchen.

Nach farbenprächtigem Sonnensinken eine laue, die Nacht durchschimmernde Dämmerung, bald erfüllt vom geheimnisvollen Weben wallender Elfennebel und Wolkengebilde. Scharf durchschneidet das Schiff die grünsimmernden Wellen des mondbeglänzten Wassers. Blinkende Perlen schmelzenden Silberschaumes wirft der Kiel. Manch einer blickt unverwandt ins Weite, er sieht nicht märkische Ufer und Gewässer, als sich die mächtige Weite des Müggelsees vor ihm auftut. Nur Wellenrauschen des Ostmeeers vernimmt sein Ohr, die silbern aufblühenden, überstürzenden Wogenkämme, die von Hela zum Strande rollen.

„Tannhäuser“ auf der Zoppoter Waldbühne

Die fünf Aufführungen auf der herrlich gelegenen Zoppoter Naturbühne hatten in diesem Jahre wiederum einen außerordentlich starken Erfolg. Ueber 30 000 Menschen erlebten die tiefe Wirkung dieser Festvorstellungen, die für den gesamten Osten eine Kulturtat ersten Ranges sind. Generalmusikdirektor Prof. Dr. Max von Schillings wird im nächsten Heft mit einer Reihe von Bildern seine persönlichen Eindrücke und Erfahrungen schildern.

Die Schriftleitung

Buchbesprechungen

Ausführliche Besprechung einzelner Werke behalten wir uns vor. Für unverlangt eingesandte Bücher wird keinerlei Anzeige- und Besprechungsverpflichtung übernommen. Die Schriftleitung

Halte dich ans Schöne; vom Schönen lebt das Gute im Menschen und auch seine Gesundheit. Feuchtersleben.

Dr. Hans Lüttschwager: *Der Drausensee bei Elbing.* Seine Entstehungsgeschichte und seine Tierwelt, zugleich ein Beitrag für die Tiergeographie des Weichsel-Nogat-deltas. Herausgegeben vom Westpr. Bot.-Zool. Verein mit Unterstützung des Senats der Freien Stadt Danzig, der Provinz Ostpreußen und der Stadt Elbing. Danzig 1925. Kommissionsverlag von R. Friedländer und Sohn in Berlin NW 6. Mit 11 Abbildungen und 4 Tafeln. 99 S., groß 8°, geh. 3 D. G.

Wieder einmal hat sich der Dualismus der Ereignisse bewährt. Kaum

ist das treffliche, durchaus gründliche Werbebuch von Bertram-La Baume-Klöppel erschienen, da beschert uns schon Lüttschwager seine fleißige Arbeit über den Drausensee. Diese Schrift des Danziger Ornithologen ist kein zufällig zustandekommenes Buch über einen zufällig gewählten Stoff. Es enthält den Arbeitsertrag vieler Jahre, und wir dürfen wohl der zuversichtlichen Hoffnung leben, daß L. noch manche Woche naturfrohens Forschens in diesem Gebiet verleben wird und uns noch manche erfreuende Frucht solcher Tätigkeit schenken wird.

Eine Kritik dieser Schrift, in der uns ein geschulter Beobachter das bietet, was er in einer lebensreichen Umwelt beobachtet hat, kann eigentlich nur positiv sein, denn das Maß

des Erwarteten hängt letzten Endes weniger von ihm ab als von Mutter Natur selber.

Bezüglich der Anordnung des Stoffes wäre es aber wohl besser gewesen, bei der Aufzählung der am Drausensee beobachteten Arten alle die Vögel, deren eigentlichster Lebensraum dieser geräumige Sumpfsee bildet, gesondert zu behandeln, Durchzügler und Gäste dagegen in einem nur locker damit verbundenen Anhang zusammenzustellen. Meiner unmaßgeblichen Ansicht nach vermitteln uns solche Monographien in dem Fall die deutlichste Gesamtvorstellung, wenn sie nicht Listen bieten, sondern geographische Charakterbilder, in denen sich der Verfasser bemüht, dem Leser die eigenen Erlebnisse in ihrem räumlichen Nebeneinander zu zeigen. Ich glaube aber, daß uns Lederlei Arbeiten nicht lange schuldig bleiben wird.

Wie fleißig der Verfasser gearbeitet hat, sieht man schon an dem Abschnitt über die Entstehung des Drausensees. Der enthält doch Dinge, die dem Ornithologen L. von vornherein her nicht besonders liegen konnten. Aber weit davon entfernt, sie nur nebensächlich zu behandeln, würdigte er sie einer recht gründlichen Behandlung, an der auch der Erdkundige seine Freude haben kann.

Nun sollte man dem Verfasser aber auch dankbar sein und das Büchlein wirklich zur Hand nehmen, denn wenn es nur von den paar Ornithologen der Ostmark gelesen wird, vermag es der Aufgabe, die es im Kreise der Heimatfreunde erfüllen soll, kaum gerecht zu werden. Erhöhte Teilnahme würde dagegen auch dem Verfasser ein Sporn sein, diese Forschungen mit jener Freude fortzusetzen, welche die Nährmutter aller fruchtbaren Arbeit sein sollte.

Zum Schluß dürfen wir auch Günther Barth, den Sohn des bekannten Ornithologen nicht vergessen, der zu L's Buch eine ganze Reihe hübscher Aufnahmen beigesteuert hat, die Gelege und junge Brut von allerlei Sumpf- und Wasservögeln darstellen.

Prof. Fritz Braun

Heimatliches aus Kunst- und Schrifttum. Robert Budzinski: Kreis Rosenberg, Westpr. 12. Federzeich-

Sparkasse der Stadt Zoppot

(Mündelsicher)

Rathaus, Schulstraße 23-27

Wechselkasse

gegenüber dem Bahnhof
geöffnet werktäglich das ganze Jahr
vormittags und nachmittags

Wechselkasse

am Kurhause

geöffnet während der Kurzeit

Erledigung sämtlicher geldgeschäftlichen
Aufträge * An- und Verkauf von sämtlichen
ausländischen Noten und Schecks
zu den günstigsten Kursen * Geldüber-
weisungen im In- und Ausland * Aus-
stellung von Reisekreditbriefen, welche
bei allen Sparkassen und Girozentralen
ohne Umstände eingelöst werden können

KONTOKORRENT, GIRO-

UND SCHECKVERKEHR

KREDIT GEWÄHRUNG

Annahme von Spareinlagen und
Depositen in Danziger Gulden
und Auslandswährungen gegen
bestmöglichste Verzinsung
Kostenlose Herausgabe
von Heim-Sparbüchsen

Stahlkammer mit vermietbaren Schrankfächern

Aufbewahrung von
verschlossenen Paketen und Koffern

[457]



Das, was die elegante Frau sucht, findet sie restlos im **Leiser.**
Schuh vereinigt.
Elegante Form
vollendete Verarbeitung
größte Auswahl.
Allein-
verkauf „Jka“ Danziger Schuh-A-G.
Langgasse 73

nungen. Preis 3,60. Herausgegeben vom Kreisausschuß des Kreises Rosenberg, Westpr.

In einfachem, aber geschmackvollem Gewande kam diese Kunstmappe heraus. Auf Veranlassung des Herrn Landrat Dr. Friedensburg durchwanderte Robert Budzinski, der ostpreußische Heimatzeichner, wieder einmal unseren Kreis, um typische Bilder der engeren Heimat festzuhalten, die auch dem Binnendeutschen Kunde sein können von den Schönheiten und dem Eigenartigen unserer ostpreußischen Heimat. Diesen Punkt betont neben andern Herr Landrat Dr. Friedensburg in seinem der Mappe beigelegten Vorwort.

Die Städte Freystadt und Riesenburg zeigen uns das typische Bild der Siedlungsstädte des Ordenslandes. Der Kirchturm gibt dem Gesamtbilde das Gepräge. Zu Füßen der auf einem Berge oder Höhenzuge liegenden Siedlung ruht der See. Das alles ist mit wenigen Strichen zu einer Einheit gestaltet, die zum Erleben drängt. Burg Schönberg und Schloß Finckenstein fordern unwillkürlich zu Vergleichen heraus: hier die wehrhafte Burg der Ritterzeit, ganz in Landschaft ruhend; dort ein ostpreußischer Adelsitz mit seinen wohl gepflegten Parkanlagen. Beide umschwebt der Hauch vergangener, aber verschiedener Zeiten. Bild 11 zeigt uns das eigentümliche Gewand eines ostpreußischen Gutsbaus: einfaches Landhaus, hohe Zierbäume und Teich davor. Im Hintergrunde dunkelt geheimnisvoll der Park. Ahnliches Erleben strömt in noch reicherem Maße aus dem Blatt: Rosenberger Hof, das ursprünglich als Lithographie geplant war, nun aber durch die Federzeichnung noch an Reiz gewonnen hat.

Verlassen wir mit diesen Darstellungen die vorwiegend kulturhistorische Seite, so führen uns die folgenden Bilder zu den versteckten Schönheiten unserer engeren Heimat. Das eigenartige Gesicht ostpreußischer Randseen finden wir im „Burgall-See bei Gr. Brunau“ festgehalten. Anders wieder der verborgene Waldsee mit seinen uferlichen Heimlichkeiten: der Ausblick vom Finckensteiner Wald über den Januschauer-See. Da schauen wir unsere liebe Wald- und Seen-

heimat wirklich meisterhaft gestaltet; im Vordergrunde das junge, empor-drängende Leben einer Schonung nur ganz fein angedeutet; darüber die mächtigen Kiefernzwillinge in den blauen Himmel ragend. Tief unten aber der klare See mit seinem schattigen Waldgürtel. Wer einmal hier an dieser Stelle unserer Heimat gestanden, der wird das Ganze wie eine Offenbarung empfinden.

Und endlich haben wir auch einen Rastplatz mitten im Walde, der jeden echten Heimatfreund einlädt und gerne aufnimmt: die Jugendherberge Zellnitz, errichtet von Herrn v. Oldenburg-Januschau. Auch Robert Bubzinski hat als echter Sohn seiner Heimat hier geschaffen. Es bleiben nun noch die beiden letzten Zeichnungen Nr. 2 und 4: Kiefernallee bei Schönberg und Kreisüberlandwerk Rosenberg. Auf dem ersten Blatte schauen wir noch einmal der knorrigen Natur ins Angesicht, während auf letzterem das siegende Eindringen der Technik seine Verherrlichung gefunden haben mag.

Dem schaffenden Künstler und Herausgeber sei aber noch besonders dafür gedankt, daß sie mit diesem Werke den Heimatgedanken wieder einmal kraftvoll unterstützt und gefördert haben, so daß der Mahnruf: *Liebe und Treue zur Heimat!* wieder neue Nahrung erhält und kraftvolles Wirken ausströmen hilft!

— ore —

Ernst Wiegert: *Die blauen Schwingen*. Habbel und Naumann, Verlag, Leipzig 1925.

Dieser Roman ist wieder einmal eine Entdeckung, ist das Werk eines skeptischen, traurigen und gütigen Menschen, der viel gesehen, mehr gelitten hat und dem die Gabe der Poesie in seltener Weise gegeben ist. Seine Sprache ist ernst, bebend und gewaltig, weniger durch Aufwühlung der Seele des Lesers, als durch Vertiefung und Verinnerlichung; sein Stil meisterhaft und seine landschaftlichen Schilderungen wie mit seinem, zartem Pinsel hingehaucht — seine Menschen aber so sicher hingestellt, so gut gezeichnet, daß man sie schwer vergißt. Ein besonderer und müder Rhythmus liegt über diesem Buche, der Schmerz

Otto Goetz Nachf.

Danzig

Kassubischer Markt 4-5

Fernspr. 3349 u. 5112
Gegründet 1888

Genußmittelfabriken

Essig

Mostrich

Mineralwasser

Fruchtsäfte

Essenzen

456] Grätzer

engl. Porter

Kur- und Tafelwässer

Ed. Loewens

Danzig

Langfuhr

Zoppot

426]

Roeckl-Handschuhe

Weltmarke



518]

Ein aussichtsreicher Frauenberuf

ist es, über welchen das für Eltern, Lehrer, Berufsberater und die weibliche Jugend bestimmte Buch: „Die Kindergärtnerin, Hortnerin und Jugendfürsorgerin“ von Margarete Boeder (50 Pf.) in beratender und umfassender Weise berichtet. Aus dem Inhalt: „Schilderungen dieses eigenartigen Berufes, gesetzliche Bestimmungen, Anstellungsbedingungen, Jugendpflege, Verzeichnis staatlich anerkannter Seminare und Frauenschulen, pekuniäre Aussichten usw.“ Bestellen Sie bei Hermann Paetel Verlag G. m. b. H., Neu-Finkenkrug bei Berlin.

des Eros, der nicht nur Körper zu Körper, sondern auch Seele zu Seele treibt und in unerfüllter Sehnsucht, in verzichtender Erkenntnis ausklingt. Man macht den Stimmungsgehalt dieses Romans vielleicht am besten deutlich, wenn man an die späteren Romane von Eduard von Kerserling erinnert, dem Wiechert in mancherlei Beziehung künstlerisch nahe steht, an „Dumala“, an „Abendliche Häuser“ und an den Novellenband „Schwüle Tage“. Harro Brückner, der immer Liebende, immer Enttäuschte, dieser Künstler mit der großen Sehnsucht in der Seele, geht so durch dies Buch als Gestalt gewordenes Symbol der ewigen Suche nach Erlösung — wir werden noch viel von diesem wahrhaften Dichter erwarten dürfen.

Wolfgang Federau

„Deutsch-Nordisches Jahrbuch 1925 und 1926“. Verlag Eugen Diederichs, Jena.

In den 1914 zuerst erschienenen Nordischen Jahrbüchern hat der Jenenser Verlag ein verdienstliches Werk geschaffen. Das zugleich als Jahrbuch der Nordischen Gesellschaft zu Lübeck erscheinende Buch führt in Wort und Bild in die Schönheiten der Nordländer ein und will den Kulturaustausch zwischen ihnen und Deutschland fördern. Wird vor allem der Nordlandreisende zu den schmucken Bänden greifen, so wird doch auch jeder andere Belehrung und Anregung in Fülle aus dem „Deutsch-Nordischen Jahrbuch“ schöpfen.

Hans Gäfgen

Karl Soffel: „Von den Singvögeln Europas“. Verlag R. Voigtländer, Leipzig.

In der Sammlung „Lebensbilder aus der Tierwelt Europas“, die mit ihren musterhaften photographischen Bildbeigaben eine treffliche Ergänzung zu Brehms Tierleben bildet, erscheint als erster Band der Reihe „Vögel Europas“ das Werk „Von den Singvögeln Europas“. Hermann Löns, Else und Karl Soffel u. a. erzählen in mehr als sechzig Abschnitten in dichterisch belebter, anregender Weise von den Sängern in Wald und Feld, von Nachtigall, Rotzschwanz, Meise, Fink, Zeisig, Grasmücke und all den

„EGEDA“

DIE QUALITÄTSMARKE

Gesetzlich geschützt

424]



ALLEINVERKAUF
STRUMPFHAUS GERSON
DANZIG
- FILIALE -
ZOPPOT, KURHAUS

andern geflügelten Bewohnern der Natur. Die Abbildungen dürfen als das Vollendeste angesprochen werden, was heute auf dem Gebiet der Photographie frei lebender Tiere geleistet wird. Jeder Naturfreund muß an dem trefflich ausgestatteten Buche seine Freude haben.

Hans Gäfgen

Dr. Karl Sapper: Allgemeine Wirtschafts- und Verkehrsgeographie. Mit 70 kartographischen und statistisch-geographischen Darstellungen. 300 S., groß 8°. B. G. Teubner, Leipzig-Berlin, 1925. Geb. 12 Goldmark.

Es gibt Bücher, die uns so einheitlich anmuten wie organische Bildungen, die durch Entfernen auch nur eines wesentlichen Teils ihr ganzes Gepräge, ihr ganzes in sich ruhendes Sein verlören. Zu ihnen gehört Sappers Buch nicht; der Gelehrte hat hier mehr vollbracht als der Künstler, der sich der Harmonie alles Lebens freut. Und doch ist sein Buch eine wertvolle Gabe, die wir nicht missen wollten.

Das Bewußtsein, die Welt sei aus den Fugen, mußte seit dem Weltkrieg gerade die Wirtschaftsgeographen von dem Versuch abschrecken, den Stoff ihrer Wissenschaft im weitesten Umfange darzustellen. Sapper ist stark genug gewesen, solche Schwäche zu überwinden. Lesen wir sein Buch, so haben wir immer wieder das Gefühl, als ob die Nebel, die den Lebensschauplatz unseres schwer heimgesuchten Geschlechts verhüllten, sich mählich teilten, so daß wir hier und da einen Ausblick in klare Fernen gewinnen können. Das ist Leistung genug, um so mehr, als sie von anderen an anderer Statt in gleicher Weise bisher nicht vollbracht wurde. So übertrieben wir wohl nicht, wenn wir behaupten, dieses Buch gehöre auf das Bücherbrett jedes Geographen, der nicht vergessen hat, daß der Mensch, den die Erde ihren Sohn nennt, und der doch seine Mutter so mächtig beeinflußte, eines der wichtigsten Gegenstände geographischer Forschung bleiben muß.

Fritz Braun

Neue Reclambändchen. Aus der Reihe der in letzter Zeit erschienenen Reclam-Bändchen (Verlag Philipp Reclam jun., Leipzig) seien ein paar

Die Zoppoter Waldoper

von Carl Lange,
Oliva.

Auf Kunstdruckpapier, 55 Seiten,
13 ganzseitige Szenenbilder.
Mark 1.50.

Die Zoppoter Waldoper, welche sich aus bescheidenen Anfängen zu künstlerischer Höhe entwickelt hat, ist ein Beweis, daß die Natur durch nichts ersetzt werden kann. Unvergleichliche Bilder und Stimmungen schaffend, sind die Aufführungen in den vergangenen Jahren nicht nur den tausenden Zuschauern, sondern auch den beteiligten Künstlern und Dirigenten bis hinab zum einfachsten Bühnenarbeiter zum tiefen Erlebnis geworden. So entstand der Gedanke, diese Stimmen und Urteile zu sammeln, um zu zeigen, wie hier ein jeder am Quell der Natur neue Kraft für sich und sein künstlerisches Wirken geschöpft hat. Liebe und Verständnis für die Waldoper zu erwecken und zu festigen, Richtlinien für die weitere Entwicklung zu weisen und den Freunden die liebgewordene Erinnerung zu beleben, ist der Zweck dieses Buches.

Die „Deutsche Allg. Zeitung“ sagt: „... Es gibt wohl selten eine so vorzüglich abgestimmte Waldbühne, wie die bei Zoppot, auf der infolge der ganz vorzüglichen Akustik dem Publikum auch die größten Feinheiten der Musik und des Gesanges voll zuteil werden...“

Verlag Georg Stilke, Berlin NW 7

Tilsiter Zeitung

Unabhängige nationale Tageszeitung

83. Jahrgang

In Stadt und Land
altangeschönes Organ

Verlag

deutscher u. litauischer Bücher

(u. a.: C. Quentin – Dr. Rehlaender
„Tilsit 1914–1919“)

sowie

Anfertigung
moderner Drucksachen

empfiehlt

Verlagsbuchhandlung u. Buchdruckerei

J. Rehlaender & Sohn,

Tilsit

hervorgehoben. Svend Fleuron, der große, dänische Naturdichter, ist mit einem Bändchen Tiergeschichten „Die Marodeure des Sees“ vertreten, die Fleurons Gabe, sich restlos in die Seele der Kreatur zu versetzen, auf's neue trefflich erhellen. Adolf Koelschs „Gaukler des Lebens“ vereint in ansprechender Weise Naturgeschichte und Dichtung, während W. Boettes „Religiöse Volkskunde“ in reizvoller Weise in Aberglauben, Natur- und Geisterglauben, Brauch und Sitte, Feste und Feiern des Volkes einführt. Rudolf Huch bietet ein fünftägiges Lustspiel „Der Kirchenbau“; Wolfgang Golther verwertet in seiner kurzgefaßten Schiller-Biographie die neuesten Ergebnisse der literarischen Forschung. Hermann Stehr ist mit der fesselnden Erzählung „Der Schindelmacher“ vertreten, während Johannes Boldt in der Novelle „Pilgerfahrt“ in die Welt der florentinischen Renaissance führt, aus der er ein farbenprächtiges, innerlich verankertes Geschehen zu schöpfen weiß.

Hans Gägen

Das Tor. Verlag Josef Kösel und Friedrich Pustet.

Der bekannte Verlag Kösel und Pustet hat unter dem Namen „Das Tor“ eine Sammlung ansprechend und vornehm ausgestatteter Bücher herausgebracht, von der bisher zehn Bände erschienen sind. Der Zweck dieser Sammlung ist, in kurzen knappen Erzählungen und Novellen ein buntes und mannigfaltiges Spiegelbild aller jener wertvollen starken und ernsten dichterischen Persönlichkeiten zu geben, die in unserer Gegenwart sich durch ihr Schaffen einen klangvollen Namen verschafft haben und die im katholischen Weltanschauungs- und Kulturskreise wurzeln. Nun soll man freilich das Letztere durchaus nicht so auffassen, als würde in diesen Büchern der katholische Gesichtspunkt in aufdringlicher Art geltend gemacht — alle Proselytenmacherei liegt dem Verlag offenbar eben so fern wie den von ihm herangezogenen Mitarbeitern. Der Inhalt der meisten dieser Büchlein, die durchschnittlich kaum mehr als siebzig Seiten Kleinoktagon umfassen, läßt auch den Nichtkatholiken durchaus befriedigt, und Namen wie Paul Kisch, Friede H. Kraze, Willibald Zöhrer und Franz Herwig bürgen

Der „REVALER BOTE“ [480]

(Nachfolger der im Jahre 1860 begründeten „Revalischen Zeitung“) ist das deutsche kulturell-politisch und wirtschaftlich führende Blatt in Estland. Vertreibt die politischen u. wirtschaftlichen Interessen des Deutschtums in Estland. * Eingehende objektive Berichterstattung über das gesamte Wirtschaftsleben Estlands.

Vermittelt den WEG IN DEN OSTEN.
EINZIGE deutsche Zeitung in EUROPA
mit besonderer RUSSLAND-BEILAGE.

Regelm. Schiffslisten u. Kursnotierungen. Bezugspreis bei direktem Bezug vom Verlag: monatlich mit allen Beilagen 3.70 GMk., ohne Beilagen (jedoch mit Russland-Beilage) 3 GMk. Die Staatspostanstalten in Estland, Lettland, Deutschland, Danzig, Finnland, Schweden und Frankreich nehmen Abonnements entgegen. Anzeigenpreis: für 1 mm Höhe der Spalte im Anzeigen teil für Estland 5 EMk., für Deutschland 10 Goldpfennig, für das übrige Ausland 3 amer. Cents. Zahlstelle in Deutschland: Postscheckkonto Berlin 122602.

Anzeigenaufträge empfangen: die Geschäftsstelle des „Revaler Boten“ (Reval, Raderstraße 12, Postfach 51), im Auslande: alle größeren Annoncen-Expeditionen.

dafür, daß es sich hier um wertvollste Leistungen allseitig anerkannter Dichterkünstler handelt. Der überaus mäßige Preis des einzelnen Buches (1 Mark der Gangleinen-, 2 Mark der Ganzlederband) sichert dieser neuen Unternehmung des rührigen Verlages bei allen literarisch Interessierten weiteste Verbreitung.

Wolfgang Federau

Jens Peter Jacobsen: *Niels Lyhne*. Roman. Propyläen-Verlag, Berlin. Werke der Weltliteratur.

Jacobsen gehört zu den Dichtern, die zwei Vaterländer haben. Sein angestammtes Vaterland war Dänemark, sein wahlverwandtes Deutschland. Dieses letztere auch verstand er, begriff und liebte er. Der in anmutendem Gewande gebotene Roman liest sich fast wie ein deutsches Original, wozu nebst der guten Uebersetzung (von Julia Koppel) nicht minder die geistige Beschaffenheit und die psychische Struktur Jacobsens beiträgt, die der deutschen so sehr ähnlich ist. In einer fein stilisierten und harmonisch abgetönten Prosa werden in dem Roman Begebenheiten und Gestalten geschildert, die in ihrem rastlosen Suchen und ruhelosen Emporhaften menschlich ergrifffen und tragisch wirken. Da ist Niels Lyhne, der Dichter, der die Liebe sucht und in ihr die Verschmelzung zweier Seelen glaubt; Erik, der bildende Künstler mit Schaffensdrang und ohne Schöpferkraft, der von Plänen beseelt und zerquält unfruchtbare und elend verkommt; Bertoline, Nielsens Mutter, die Verse liebte, "in den Versen lebte sie, in ihnen träumte sie, an Verse glaubte sie wie an nichts anderes"; Edèle Lyhne, in deren Schönheit etwas "verführerisch tropisches" lag, die vielumworbene, der selbst Bigum, der Sinnierer und Gottsucher nicht zu widerstehen vermag, die wundersam erblühte Blume, die den Sommer nicht erfährt; Frau Boje, die abseits vom Alltag lebt, über ihn hinaus will und endlich wieder in seine Schranken zurückkehrt; Fennimore und Gerda, die ihre Liebe tief in ihrem Herzen tragen. Das Schönste dieses Romans ist vielleicht das Verhaltene in ihm, das unausgesprochene Gebliebene (trotz des Realismus, der zutage tritt). Denn das gehört ja mit zu den Eigenschaften dieses dänischen

Bannerträger

Zeitschrift
des Jungnationalen Bundes!

Das Ostmarkheft ist erschienen!

Aus dem Inhalt:

Moeller v. d. Brück: Zwischen Westen und Osten.

B. Mewes: Ostmark-Preußen.

H. Ron siek: Ostpreußen.

H. Kocholl: Preußen.

R. Stieda: Ostland.

W. Wodrich: Die ostdeutsche Siedlung

Ostdeutsche Bücherbriefe, Politische Beilage mit Nachrichten aus Russland.

Einzelnummer: 20 Pf. durch die Kanzlei des Jungnationalen Bundes
Münster i. W., Breuel 21.

„FREIE PRESSE“

Blatt der Deutschen
in Polen

[333]

Das nachweislich verbreitetste
deutsche Nachrichtenblatt
:: im ehemaligen Kongreßpolen ::

Die „FREIE PRESSE“ strebt die Wahrnehmung der Belange der zwei Millionen Deutschen in Polen an, nimmt Stellung zu den Angelegenheiten der Stammesbrüder dies- und jenseits der Grenze, berichtet über die Arbeit und Nöte des Deutschthums im polnischen Reiche und sucht dessen geistige Verbindung mit den deutschen Brüdern in der ganzen Welt aufrechtzuerhalten.

Da die „FREIE PRESSE“ nicht nur in Kongreßpolen, sondern auch in Großpolen und Galizien weitverbreitet ist, ist sie ein Anzeigenorgan ersten Ranges und verschafft ihren Inserenten stets gute Erfolge.

Im gleichen Verlage erscheint
:: die Wochenschrift ::

„Der Volksfreund“

welche vorwiegend von der Landbevölkerung gelesen wird.

— Probenummern auf Wunsch kostenlos —

„FREIE PRESSE“

Geschäftsstelle und Schriftleitung

LODZ, Petrikauer Straße 86

Graue Haare!



Nüancin

ein wasserhelles garantirte un-schädliche Präparat, welches einem Kopfasser ähnelt, gibt den Haaren allmählich u. unmerklich ihre frühere Naturfarbe wieder.

Bei Frauen und Männern mit gleichem Erfolge anwendbar

W. Seeger A.G. & Co.

BERLIN - STEGLITZ

Danzig - Warschau

S. Plotkin

Danzig, Langermarkt 27-28

Allhistorische Weinstuben

*

Caviar - Importhaus

526]

*

Saison - Delikatessen

Ein inhaltsreicher Führer

für Eltern, Lehrer, Berufsberater und die weibliche Jugend ist die in umfassender Weise berichtende Schrift: „Die Wohlfahrtspflegerin“ von H. Weber (75 Pf.). Aus dem Inhalt: „Vorbedingungen und Ausbildung, vorhandene soziale Ausbildungseinrichtungen, Berufsaussichten und Berufsorganisationen.“ Zu beziehen von Hermann Paetel Verlag G. m. b. H., Neu-Finkenkrug bei Berlin (Osthavelland), Kaiser-Wilhelm-Str. 51.

Dichters, daß er selbst das Ergriffenste temperiert und maßvoll bildet, ohne dadurch einen schwächeren Eindruck zu erzielen. Jacobsen weiß um die Kunst des Erzählens, um die Geheimnisse des künstlerischen Aufbaus, um der Seele Leid und Lust nicht minder als um die Schönheit der Landschaften und deren Rückwirkung auf die menschliche Seele und das menschliche Temperament. Die Erotik sinkt hier nicht zur lästernen Sensation herab — Niels Löhne, dem Dichter ist die Liebe zu Frau Bone, Fennimore oder Gerda kein Spiel, keine Tändelei — sie gewinnt tiefere Bedeutsamkeit auf das Menschenschicksal, sie erhebt oder zerbricht, aber sie läutert — zumindest führt sie zu tieferer Erkenntnis, „daß eine Seele immer allein ist“. Das ist auch die Tragik Niels Löhnes, des Suchenden, des Hadernden, des Erkennenden, daß „der Glaube an eine Verschmelzung zweier Seelen Lüge war“. Kopenhagen und die dänischen Fjorde verleihen der Handlung den Reiz des Nordischen — sie vermögen aber Niels Löhne ebensowenig seelische Heiterkeit zu gewähren als seinem Freund Erik, der nach dem großen Erlebnis sucht, aufzurichten. Das Buch ist in eine eigenartige, bezaubernde Schwermut getaucht.

Hermann Sternbach

Martin Bormann: „Der Don Juan der halben Dinge“. Verlag Ernst Rowohlt, Berlin W 35.

Die Geschichte mit dem seltsamen Titel, die der Verfasser von „Venus mit dem Orgelspieler“ vorlegt, handelt von einem mißgewachsenen Menschen, einem Liliputaner; ferner steht eine Gedankenleserin im Mittelpunkt der Geschehnisse des Buches. Die eigenwillige, begabte Prosa Kunst Bormanns bewährt sich auch in der neuen Erzählung des ostpreußischen Dichters, der heute dreißig Jahre zählt und zu den Erscheinungen im literarischen Deutschland zählt, die unbeirrt ihren eigenen, ihnen innerlich vorgezeichneten Weg gehen, unbeeinflußt von Modernisierungen und Strömungen.

Hans Gäfgen

Ernst Zahn: Blancheslur. Eine Erzählung. Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart.

Es berührt seltsam, Ernst Zahn, den klassischen Dichter des Entzagens, als Verkünder des süßesten Lebensgenusses zu begegnen. Er macht sich zu seinem Dolmetsch in einer zarten modernen Legende „Blancheslur“. Der Ritter de la Tour ist nicht nur ein vor trefflicher Verwalter seines Reichtums, sondern auch ein allgemein geachteter Herr seiner Untergebenen. Er ist noch mehr: ein feiner Kenner und Genießer alles Schönen auf der Erde: Bücher, Bilder, Münzen, vor allem schöner Frauen. Die Frauen sind ihm dankbar für die Huldigung und er pflückt sie mühelos wie Rosen am Wege. Aber nun ist er fünfzig Jahre, eine Krankheit befällt ihn, und mit Trauer sieht er die Stunde nähern, wo er den irdischen Paradiesen entsagen muß. Da erscheint auf der Bildfläche (nicht ohne Absicht von seinem Arzt entsandt) ein wunderliebliches Kind: die kaum erblühte Blancheslur. Und sie bewirkt das Wunder: de la Tours Lebensgeister erwachen von neuem. Ihre bloße Gegenwart verjüngt ihn. Eine neue, bisher ungekannte Liebe blüht in ihm auf; eine vita nuova von zauberhafter Kraft und Güte. Und als de la Tour die Augen für immer schließt, da entschwindet auch Blancheslur, gleichsam seine Seele symbolisierend, dem Leben. Ein Troubadourlied in Prosa voll stiller und spröder Schönheit.

Johannes Oehquist

Friedrich Giese: „Alte Glocken“. Verlag Friedrich Lintz, Trier.

Der Mecklenburger Giese hat sich in wenigen Jahren mit dem Roman „Feuer“ und den Büchern „Ur“ und „Das Korn rauscht“ den ersten deutschen Erzähler zugesellt. Starke Heimatverbundenheit, die aber frei von Engstirnigkeit ist, kennzeichnet seine Arbeiten. In dem Roman „Alte Glocken“ hat er nun das Buch der Mecklenburger geschrieben, ein Heimatbuch, stark und reich, wertvoll nicht nur für den Norddeutschen, sondern für jeden, der Werke liebt, die im Boden der Heimat wurzeln, aber emporwachsen in den Himmel, der uns alle gemeinsam überspannt. Giese, der heute 35 Jahre zählt, wird uns noch manche reife, reiche Gabe darzubringen haben.

Hans Häfgen

Baltische Blätter

vereinigt mit den
Baltischen Nachrichten

8. Jahrgang

geben ein getreues Bild der politischen und wirtschaftlichen Entwicklung Sowjetrußlands und der Randstaaten mit besonderer Berücksichtigung der baltischen Republiken; sie bringen Aufsätze berufener Autoren kultureller und schöpferischer Bestrebungen, wichtige Nachrichten aus der Heimat sowie aus den 491 Organisationen in Deutschland.

Monatlich 2 Hefte.

Baltischer Verlag und Offset-
handlung G.m.b.H., Berlin W 30
Mohstraße 22.

„Dorpater Nachrichten“

Deutsch-Baltische Tageszeitung
in Estland

hat sich die Erhaltung und den Wiederaufbau deutscher Kultur in Estland zum Ziel gesetzt.

Der Transit nach Russland geht
1911 durch Estland

Estland bezieht seinen Bedarf an Industrie-
erzeugnissen aus Deutschland

Inserieren Sie daher in den

„Dorpater Nachrichten“

Verantwortlicher Schriftleiter: E. Glück
Herausgeber:

Buchdruckerei und Verlag H. Laatmann

Abonnementspreis: M. 75.— monatlich, fürs Ausland 110 M.

Inserate: im Anzeigenpalte: EM. 4.— für 1 m/m der Anzeigenpalte; im Text: EM. 10.— für 1 m/m der Textspalte.

Annahme der Inserate: in der Expedition der „Dorpater Nachrichten“, Rigafse Str. Nr. 6, in sämtlichen Postanstalten und in den am Kopf der Zeitung verzeichneten Annahmestellen

Helene Voigt-Diederichs: „Auf Marienhoff“. Verlag Eugen Diederichs, Jena.

Helene Voigt-Diederichs, die vor einigen Monaten fünfzig Jahre alt wurde, gibt in diesem Erinnerungsbuch ein farbensattes Bild des Leben und Treibens auf einem schleswigschen Gute, wo sie ihre Kinderzeit verbrachte. Im Mittelpunkt der dort wirkenden Gestalten steht die Mutter der Dichterin, eine Frau von seltenen Ausmaßen. Die gereifte Schilderungskunst Helene Voigt-Diederichs' bewährt sich auch in ihrem neuen Buche auf das glücklichste und hat ein Werk geschaffen, das zu den Erinnerungsbüchern zählt, die dank ihrer inneren Fülle lange im Gedächtnis des Lesers nachklingen.

Hans Gäfgen

Rudolf Huch: „Aus einem engen Leben“. Verlag Bernhard Steffler, Leipzig.

Diese Erinnerungen Rudolf Huchs, des Bruders Ricardas, stehen im Schatten der berühmteren Schwester.

In dem gleichen Hause, dem die Dichterin entstammt, beginnen die Geschichten, die Rudolf Huch in dem schmalen Bändchen aufgezeichnet hat. Nicht nur für ihn selbst, sondern auch für die innere Entwicklung Ricarda Huchs sind die Erinnerungen „Aus einem engen Leben“ aufschlußreich. Ein paar Familienbilder ergänzen den Inhalt dieses Buches zu einer lebenswerten, an farbigen Schilderungen reichen Gabe.

Hans Gäfgen

Emmy Rott: „Erinnerungen an Caesar Flaischlen“. Verlag Adolf Sponholz, G. m. b. H., Hannover.

Eine Frau, die Caesar Flaischlen von der Jugend bis zu seinem Tode nahestand, erzählt hier in schlichter, fesselnder Weise von dem Menschen und Dichter. Heller, als aus manch literargeschichtlicher Abhandlung, leuchtet uns die lautere Persönlichkeit des nach Berlin verschlagenen Schwabendichters aus diesem Büchlein entgegen. Allen Freunden des Dichters, allen, die ihm persönlich nahetreten durften — und er hatte ja für alle ein offenes Herz —, wird dieses ihn rein menschlich würdigende Buch willkommen sein. Sie werden jetzt erst recht erkennen, welch seltene Persönlichkeit Flaischlen gewesen, wie sehr sein ganzes Leben erfüllt war von dem Wunsche, zu helfen und zu fördern.

Hans Gäfgen

Rudolf Huch

Altmänner Sommer

Broschiert M. 2.50

Leinen M. 3.50 / Halbleder M. 5.—

Frankfurter Nachrichten: Wenn man das Buch aus der Hand legt, spielt in dem Mundwinkel gewiß noch das lezte Lächeln, das nur froher und ungetrübter Genuss hervorzurufen vermag. Rudolf Huchs Humor ist ohne Zweifel originell, die Schilderung der Geschichten unserer Tage ist durchwebt mit schelmisch-lächelnder Satire. Das Büchlein wird jedem, der sich aus dem trüben Alltag hinaus zur Sonne sehnt, ein angenehmer Wegbereiter sein.

*

Aus einem engen Leben

Broschiert M. 2.50

Leinen M. 3.50 / Halbleder M. 5.—

Neue Leipziger Zeitung: Rudolf Huch ist der ältere Bruder der bekannten Ricarda Huch... lernen wir den Vater Friedrich Huch kennen, Rudolf und Ricarda Huchs Vater, und eine Menge mehr oder minder interessanter Persönlichkeiten, die mit dem Verfasser in Verbindung standen und die er ausgezeichnet zu schildern versteht. Zumeist greift er nur eine Anecdote heraus, und skizziert doch das Charakteristischste, Wesentlichste.

Wilhelm Langewiesche: „Der Widerschein“. Verlag C. H. Beck, München.

Ein schlichter, inniger Dichter spricht aus diesen bescheiden aufblühenden Versen, die nichts in sich haben vom gleichnerischen Getue mancher modernen Poeten. Alles ist echt empfunden und ohne äußere Mache in ein anspruchsloses Sprachgewand gekleidet. Kein unreiner Ton stört in diesen Gedichten, die sanft, wie ein tröstender Abendwind, dahinwehen, in unser Herz einströmen und die Wolken verscheuchen, die es trüben. Es tut unendlich wohl, diese trostreichen Verse eines schlichten, in sich harmonischen Mannes zu lesen, sie zu erleben als Zeugnisse eines in

Gott zur Ruhe gekommenen und darum in allen Lebenskämpfen ob-siegenden Herzens.

Hans Gäfgen

Otto Heuschele: „Briefe aus Einsamkeiten“. Verlag Axel Junkcer, Berlin.

Ein ungemein feinsinniger, die Kunst des Wortes in ganz seltener Weise Beherrschender spricht in diesen Briefen zu uns. Die drei Kreise, in die das Buch eingeteilt ist, umfassen „Gestalten und Schicksale“, „Von den Kindern einer neuen Kunst und Kultur“ und „Von Landschaft und Seele“. In einem Abschnitt „Briefe“ leitet Heuschele in sein Buch ein, in einem Kapitel „Der Dichter und seine Sendung“ klingt es aus. Das Stefan Zweig gewidmete Werk ist reich an tiefen, schönen Gedanken und bringt sie in einer ungemein gepflegten, schon rein formal beglückenden Prosa; nur selten vermag ein junger Dichter — Heuschele ist 25 Jahre alt — in der hastenden Gegenwart ein solch ausgereiftes Buch vorzulegen.

Hans Gäfgen

„Hinter den Kulissen des französischen Journalismus“.*)

Sich mit dem französischen Journalismus beschäftigen, bedeutet: die Fragen anschneiden, wie es kam, daß Deutschland den Krieg verloren hat und wie es möglich sein konnte, daß die Kriegsschuldige trotz ihrer offensichtlichen Bodenlosigkeit noch immer nicht endgültig durchgedrungen ist. Deutschland ist in den Krieg getaumelt infolge seiner Vorkriegspolitik, aber verloren hat es ihn hauptsächlich deshalb, weil es nicht erkannte, daß

*) Unter diesem Titel erschien im Verlag Deutsche Rundschau, S. m. b. H., 1925, das Werk eines Pariser Chefredakteurs, der aus begreiflichen Gründen seinen Namen nicht nennt, um so weniger, wo für das Buch mit einer erheblichen Auflage zu rechnen sein dürfte.

532]

der eigentliche Weltkrieg, also derjenige Krieg, der bis in die letzten Zipfel, in die entlegensten Dörfer aller Kontinente griff, nicht mit dem Schwert, sondern mit der Feder geführt ist.

Lord Northcliffe und die „Maison de la Presse“ in Paris haben die Generalstäbe für diesen eigentlichen Weltkrieg abgegeben. Ueber Northcliffe, der in England domiziliert war, ist allerlei geschrieben. Dabei hatte er in seiner Presse ein viel größeres Material zur Verfügung, als die Franzosen Clemenceau'scher Journalistik. Die französische Presse ist nicht auf Abonnenten angewiesen. Paris allein besitzt 72 Tageszeitungen. Sie ist auch nicht auf Inserate angewiesen, denn in einer Presse, wo selbst der Textteil eine legale Expressum darstellt, dient das Inserat zumeist solchen Zwecken, die selbst in Frankreich strafbar sind, und da dies etwas bedeuten will, ist der Inseratanteil der französischen Zeitung recht klein. Die französische Presse lebt von Betrug, von der Expressum, von der Intrige. Ihre Koriphaen Clemenceau, André Tardieu, Henri Bérenger, Bunau Varillia, Arthur Meyer, sie alle sind hochgekommen durch Betrug und Expressum. Aus ihnen heraus rekrutiert sich seit jeher der französische Parlamentarier und Ministerstand. Es gehört also nicht mehr viel dazu, um zu begreifen, daß, wenn in Frankreich die Presse de facto unumwunden herrscht (oder sagen wir das Verbrechen in Gestalt der Presse), die französische Presse es gewesen ist, die den Krieg begonnen hat.

Mit unerschütterlicher Zähigkeit, mit einer Zähigkeit im Stil sowohl wie in der Herausgabe letzten Inhalts nach eignen Seins (in ersterem an Clemenceau, den greisen Tiger), legt der Verfasser seine übrigens ebenso feinervigen wie unerbittlichen Finger gerade in diesen Zusammengang, die ganze Korrespondenz Is-



KAFFEE HAG COFFEINFREIER
BOHNENKAFFEE

Die schönsten Bücher
für feinsinnige Frauen

Otto Buchmann

Marias Lied Hein Stark

149. Tausend.

Pappe M. 2.—
Leinen M. 3.—
Halbleder M. 5.—

Berliner Börsen-Nachrichten: Dieses Buch enthält eine so verschwenderische Fülle an Schönheit, Liebe und Sehnsucht, daß es ist, als sei der Extrakt aus unserer gesamten Liebesliteratur in dieses Kunstwerk gegossen, der nun in goldenen Wellen an dem Herzen des bezauberten Lesers emporbrandet.

*

Ich trage meine Minne ...

70. Tausend.

Pappe M. 2.—
Leinen M. 3.—
Halbleder M. 5.—

Rheinisch-Westfälische Zeitung: Echt goldene Schätze, aus tiefinnerstem Gefühl wie aus dem dunklen Schacht eines Bergwerks emporgehoben, ohne alle Schläden, und in eine aufs feinste ziselierte Form gebracht. Gebete einer Schönheitstrunkenen Seele.

Ein Roman

Broschiert M. 4.—
Leinen M. 6.—
Halbleder M. 8.—

Hermann Löns: . . . ein Heidebuch aber wie Otto Buchmanns „Hein Stark“ steht allein da: Es ist der schönste lyrische Heideroman, den ich kenne.

Norddeutsche Rundschau: Ein so schönes und so persönliches Buch wie Buchmanns „Hein Stark“ findet man selten. Möge dieses herrliche Buch in die Hände vieler suchender Menschen gelangen.

*

Ju neuen Ufern

5. Tausend.

Pappe M. 2.—
Leinen M. 3.—
Halbleder M. 5.—

Hannoverscher Kurier: Diese Blümlein wuchsen auf dem Kräuterbeetchen im literarischen Blumengarten. Es gibt auch bittere Mandeln und herben Wein. Buchmanns Trant ist herb und schwer.

*

Auf alten Wegen

20. Tausend.

Pappe M. 1.80 / Leinen M. 2.80
Halbleder M. 4.50

Berliner Tageblatt: Das Büchlein bringt fünf kleinere Novellen, deren Inhalt Zeugnis ist, ein wie feinsinniger, warm empfindender Erzähler Otto Buchmann ist.

wolskis taucht auf, der auf dem Wege über Rassaloritsch allmonatlich ungeheure Summen im Rachen der französischen Presse — und es ist ein unermüdlicher Rachen — verschwinden läßt. Man begreift, wie selbst Iswolski animiert und stipuliert wird, wie die russischen Anleihen, die letzten Sarenbesüche lange vorher in Konferenzen geregelt werden, an deren Tischen bestochene Journalisten sitzen.

Von hier führen wiederum die endlich und in der Tat erst mit diesem Buche bloßgelegten geheimsten Fäden zur Dreyfus-Affäre, zum Panama-Skandal, zum Caillaux-Prozeß.

In der Tat! Der Verfasser dieses Buches, ich stelle ihn mir als einen Franzosen vor, aus dem durch Erbitterung über gar zu viel Schrecklichkeit ein großer aufrechter Alter wurde, hat nicht nur die Fähigkeit, sondern auch die gelegentlich hervortretende Gründlichkeit des Franzosen am Leibe und Beziehungen hat er, das muß man sagen. Staunend begreift auch unsereins, der doch schließlich nicht gerade mit dem Durchschnittsdeutschen identifiziert werden dürfte, den Organismus und die Geschichte selbst derjenigen unter den französischen Blättern, die man in Deutschland (armes Deutschland mit deinen professoralen Beweisen) für anständig hält: „Matin“, „Figaro“, „Temps“, „Petit Journal“, „Echo de Paris“, „Journal des Debats“ und beschämend muß man gestehen, daß hier ein Franzose mehr für den Grundsatz: Et la Patrie, et l'humanité geleistet hat, als 100 deutsche Aufklärungsbücher zusammen. Es kommt hinzu, daß dieser Franzose mit seiner Schreckenschronik übelster Presseverirrung (die jener Verwirrung verbunden ist, die mit unheimlich geschärfter Intuität zugleich vorgeht) ein Musterwerk an Stilistik, Erzählungskunst und politischer Satire geschaffen hat. So wird nicht einmal oft in französischen Länden geschrieben, in deutschen Gebieten aber ganz selten. Dieses Buch muß ausgebaut werden zu einer ungeheuren Anklage. — Allein die Tat und der Gedanke zur Tat waren ein ungeheuer fruchtbringendes Ferment in dem großen Prozeß der Erforschung der Kriegsursachen. Dieses Buch aber, wie es jetzt fertig vor uns daliegt, ist ein gewaltiges Kanal, und es ist an uns, dafür zu

sorgen, daß diese Flammen nicht umsonst verbrennen.

Jürgen Uhde

Westdeutsche Monatshefte. Herausgegeben von Dr. Karl Koetschau. Verlag Kurt Schroeder, Bonn. Einzelheft 1,50 Mark.

Der gleichen hohen Kulturaufgabe wie die Ostdeutschen Monatshefte wollen auch die Westdeutschen Monatshefte dienen, die seit Beginn dieses Jahres erscheinen. Denn auch das Rheinland ist Grenzmark — und nicht erst seit gestern, ist Vorposten des Deutschtums im Westen und kennt Grenzlandnot.

Der Geist, in dem diese Blätter geführt werden, sucht über das landschaftlich Gegebene hinaus überall in deutscher Kultur verbindende und ausgleichende Kräfte. Die vielverzweigte und komplizierte westdeutsche Geistigkeit, ihre Verknüpfung mit Gesamtdeutschland durch tausend Lebensnerven und ihre unverkennbaren Weltzusammenhänge werden hier klarer als sonst irgendwo aufgezeichnet. Behütung des Vergangenen vereint sich mit Pflege und objektiv-kritischer Beleuchtung des Gegenwärtigen, daß fruchtbringendes Wirken für Zukünftiges erwächst.

Ein sehr sympathisches Charakteristikum der neuen Zeitschrift: mit erfrischender Deutlichkeit räumt sie auf mit der irrgen Vorstellung einer in sich geschlossenen rheinischen Stammes- und Kultureinheit, die in wissenschaftlichen und politischen Kreisen während der Nachkriegs-jahre — freilich nur vorübergehend — eine beträchtliche Anhängerschaft gefunden und unberechtigte partikularistische Strömungen gefördert hatte. Das aber ist der geschichtliche Beruf der Westmark: in der vordersten Reihe der Träger deutschen Einheitswillens zu stehen!

Der glänzende Stab wissenschaftlicher, künstlerischer und wirtschafts-politischer Mitarbeiter, die in jedem Heft zu einem hochwertigen Ganzen sich rundende Zusammenfassung des reichen Materials, die durchaus vornehme Ausstattung erfüllen alle Ansprüche, die man an eine Monatsschrift ersten Ranges stellen muß.

Willi Arndt

Reisen Sie in Deutschland?

Dann unterrichten Sie sich über schöne Städte, Kurorte, Sommerfrischen, Bäder usw. am besten durch die großzügige und vornehme Reise- und Verkehrszeitschrift

Deutsches Land

Vielseitiger Inhalt, bestes Bildermaterial.

515]

*

Preis des Heftes 1 Mark
Jahresbezug 10 Mark

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, Bahnhofsbuchhandlungen, Kioske, Straßenhändler, sonst direkt durch die Post oder von

Helingsche Verlagsanstalt
Leipzig, Dresdner Straße 11-13

DEUTSCHER BOTE

☰ Nationale ☷
Monatszeitschrift

403]

für
deutsch-kulturelle
Interessen.

Reichhaltig illustriert, mit
zahlreichen Kunstbeilagen.

Abonnementspreis
jährlich Gm. 8.40
oder in entsprechender
— fremder Währung —

Man verlange kostenlose Probenummer.

Verlag „Deutscher Bote“
Harder & de Voss, Hamburg 1.

Soeben erschien:

Das neue Aufwertungsrecht

nebst praktischen Beispielen, Formularen für die notwendigen Anmeldungen, einer Tabelle der einzuhaltenden Fristen und ausführlichem Sachregister

Gemeinverständlich dargestellt

von

DR. RADEMACHER

Mitglied des Reichstages und
des Aufwertungsausschusses

unter
Mitwirkung
von

DR. A. PHILIPP

Mitgl. d. Reichstages u. Vorsitzen-
der des Aufwertungsausschusses

Umfang XVI u. 332 Seiten

Preis M. 4.50



Die neuen Aufwertungsgesetze werden in den weitesten Kreisen der Bevölkerung besonderem Interesse begegnen. Die Entwicklung des Aufwertungsrechts und die Schwierigkeit des Gegenstandes bringen es mit sich, daß die Fassung des Gesetzes nicht so allgemeinverständlich ausfallen kann, daß sie von jedem Laien ohne Beratung verstanden und auf seinen Sonderfall angewendet werden kann. Deshalb ist das Erscheinen dieser gemeinverständlichen Darstellung zu begrüßen. Das Buch ist kein Kommentar, es wird vielmehr, nach Materien geordnet, die große Fülle der durch das Gesetz geregelten Einzelfälle so zu erörtern suchen, daß auch der Laie seinen Fall leicht findet. Jeder soll aus dem Buch feststellen können, wie für ihn — — mag er Gläubiger oder Schuldner sein — — die Regelung ausgefallen ist und was er zu tun hat, um seine Rechte zu sichern. Die Darstellung ist zu diesem Zwecke

mit Beispielen aus dem täglichen Leben

belegt. Die Verfasser gelten als besondere Kenner des Aufwertungsrechts und sind an der Entstehung des Gesetzes hervorragend beteiligt.

Verlag von Georg Stilke, Berlin NW 7

ZOPPOT

(Freie Stadt Danzig)

3741

Zur Einreise in den Freistaat Danzig ist stets der Auslandspass erforderlich. Ein Danziger Sichtvermerk wird nicht benötigt. Für die Fahrt durch den polnischen Korridor ist das polnische Visum notwendig. Es ist erhältlich in allen polnischen Konsulaten, sonst im **Polnischen Paßbüro: Berlin, Kurfürstenstrasse 137**
Dienststunden nur vormittags

Reiseverbindungen nach Zoppot/Danzig:

a) Ohne poln. Visum:

Mit Flugzeug: ab Berlin mittags | an allen
Königsberg morgens | Wochentagen
Mit Dampfer: im Seeverkehr mit Salondampfer „Freya“

Mit Eisenbahn: ab Swinemünde jeden Montag u. Donnerstag 7 Uhr abends, Pillau jeden Mittwoch und Sonnabend 8.30 vormittags Durchgehende Züge von Berlin und Königsberg nach Marienburg.

b) Mit poln. Visum: ab Berlin über Stettin 8 Uhr vormittags, an Zoppot 5.44 nachmittags.

KASINO

Das ganze Jahr geöffnet

von vorm. 11 Uhr bis nachts 12 Uhr

Minimum 2 Gulden

Maximum 2400 Gulden

Baccara

Gespielt wird in Danziger Gulden (25 Gulden = 1 englisches Pfund). Alle Devisen werden an unseren Kassen in Zahlung genommen.

4. Danziger Internationale Messe 24.-27. September 1925

Erschöpfende Auskunft durch: unsere Vertretungsbüros (Reisebüros) in allen größeren Städten des In- und Auslandes; unser officielles Verkehrsbüro in Berlin W, Pavillon Rankestr. 1 (Ecke Kurfürstendamm), Tel. Bismarck 5067; die Geschäftsstellen des Deutschen Ostseebäder-Verbandes; das Verkehrsbüro des Kasinos in Zoppot

Kurt Kessler

FABRIK FEINER LIKÖRE

ZOPPOT, POMMERSCHE STRASSE Nr. 36

Telefon 92, Telegrammadresse: KURT KESSLER

Spezialitäten:

Danziger Liköre / Zoppoter Edelkorn / Zoppoter bittere Tropfen

Abteilung II:

Autogarage * Benzin und Ölstation

[247]

WALTER GOLDSTEIN DANZIG

Tel. 3140

Tel. 3140



[818]

Leinen - Baumwollwaren engros



Schokolade Konfekt Kakaopulver

Danziger Schokoladenfabrik A.-G.

Teleg.-Adr.: Aida

Danzig

Telefon
3104, 6255

H. BERNEAUD

188] DANZIG * STETTIN * ABERDEEN

H. Berneaud & Co., Königsberg i. Pr.

Herings-Im- u. -Export

Danzig, Kiebitz- und Stützengasse • Tel. 40 und 3340

Danziger Privat-Action-Bank

Gegründet 1856

DANZIG, Langgasse 32-34

Telegremmadresse: Privatbank

S

**Ausführung
sämtlicher Bankgeschäfte**

[493]

Ostseebad ^[487]

ZOPPOT

Herrliche Natur, mildes Klima. Hochelegantes Kurleben, moderne See-badeanstalten.

WARMBAD

mit sämtl. medizinischen Bädern und Inhalatorium. Das ganze Jahr geöffnet. Trinkkuren nach Original Kissingen u. Reichenhall.

KASINO

mit Roulette und Baccara. Künstlerische Kurgarten-konzerte, Theater, Sport.

Die Badekommission.

Gegründet 1870

BORG



**FÜR
QUALITÄT
RAUCHER**

Unübertroffen in Geschmack und Aroma

Gegründet 1870

[506]

Pflegen Sie Ihre
Schuhe nur mit

EOS



[428]

Der elegante Schuhputz
Schutz-Marke

Die Weltmarke!

Für jeden Schuh das Richtige!

EOS-WERK, Danzig

Telephon 8212 Vorst. Graben 6

M. A. Hasse Nachf.

Danzig

Zigarren- u. Tabak-Fabriken



Kontor:

Altstädt. Graben 4/6

Tel. 856

Fabrikation:

Weidengasse 35/8, Tor 4
(Gewehrfabrik)

[501]

Tel. 5514

Fahrrad- und
Nähmaschinenhaus Zoppot
Georg Jünemann
Maschinenbaumeister
Gr. Unterföhrung 11

Adler, Meister, Pofabor,
Pallas, Stoewer, Cito,
Brennabor, Allright
sowie alle bekannten
Markenräder

Ersatzteile

Nähmaschinen, nur beste
deutsche Marken

Ganz solide und billige
Preise

Spezialität:
Kinderräder für Kinder von
4 Jahren an [446]

Anker - Drogerie
Parfümerie

PAUL QUESTER
Ostseebad Zoppot
Seestraße 6 Fernspr. 532

==== * =====

Großes
Lager in allen
einschlägigen Artikeln
für Haar-, Mund- u. Hautpflege.
Engros-Lager in Toilette-
und Haussieben, Farben
und Bürsten-
waren.

[418]

Dachpappen- und Zementwaren-Fabrik

H. Hantke, Schneidemühl

Albrechtstraße 15

Telefon Nr. 13.



[589]

Baumaterialienhandlung, Bedachungsgeschäft

Lager in allen Dachmaterialien, Chamottwaren, Kanalisationsartikeln, Krippenschalen, Kalk, Gips, Rohr usw.

Molkerei Gustav Wrobel

Ostseebad Zoppot * Am Markt 4-5

454] Telefon: 58

Fabrikate in Butter und Käse

:: aus eigenen Molkereien ::

Zoppot * Putzig * Schoeneck * Liniewo.

* Ein prächtiges Geschenk
für alle Harzfreunde *

HARZBUCH

von

CARL LANGE

mit Offsetumschlag u. 18 Steinzeich-
nungen von Berthold Hellingsrath

Preis in Leinen geb. 9 G.-M.

BERLIN NW 7
Dorotheenstr. 65

GEORG STILKE
Verlagsbuchhandlung

Feinstes

[423]

Obst

Südfrüchte

Delikatessen

Felix Tyszewski, Zoppot

Tel.: 628 Seestr. 25 Tel.: 628

Zoppoter Dampfwäscherei und Plättanstalt
Gardinenspannerei

W. Mense Nachf., Inh. H. Zimmer

ZOPPOT, Alexanderstraße 8 :: Telephon 658

Abholen und Lieferung frei Haus bei kürzester Lieferfrist
455] Sämtliche Wäsche wird im Freien getrocknet

VICTOR LIETZAU A.-G.

Telefon
87, 187

DÄNZIG, Langgasse 38

Fabrikation
Engros- und
Einzel - Verkauf

Nautik
Kompassen
Sextanten 464]
Logguhren
Megaphone

Optik
Photoapparate
Brillen
Mikroskope
Ferngläser

Geodäsie
Reißzeuge
Nivelliere
Meßinstrumente
jeder Art

Elektro-
technik
Stark- u. Schwach-
strom - Installa-
tionen
Telefon- und Blitz-
schutz - Anlagen

Louis Donsée
Zoppot, Gr. Unterführung

UHREN — OPTIK — GOLDWAREN

Reichhaltiges Lager

[429]

Im Hause **Danzig, Breitgasse 128-29**, (Nähe Holzmarkt)
finden Sie Ihren Bedarf an

[875]

Zigarren Zigaretten Tabaken

Ihr Anruf genügt: 6212

Adolf Schreier

Bei Abnahme von 300 Stück franko. — Verpackung frei.

UT-Lichtspiele

Danzig, am Hauptbahnhof



Gute
Musik



Erste
Künstler



Vorführung
4, 6, 8 Uhr



Danzigs größtes
und vornehmstes
Lichtspieltheater

*

Ur- u. Erstaufführungen
von Filmen neuester
Produktion

*

Die UT-Lichtspiele gehören
zum Theater-Konzern der
Universum-Film-Unter-
nehmungsgesellschaft „Ufa“ Berlin, die
über rund 120 Theater mit
ca. 100000 Sitzplätzen verfügt

[138]

Entzückt ist jede Dame
über

Nestle's Dauerwellen

Alleinige Ausführung

Haar-Körner

Danzig, Kohlenmarkt 18/19

= Telephon 2279 =

Broschüre gratis!

[133]

DANZIGER BLECHWAREN-WERKE

AKTIEN-GESELLSCHAFT

[313]

Marmeladeneimer

DANZIG

Schuhkremedosen

Kanister für Spiritus,
Oel, Lack

Reitergasse Nr. 13/14

Kronenkorke
(Flaschenverschlüsse)

Patenteindrückdeckel-
dosen

TELEGR.-ADR.:
„OSTBLECH“

Bonbondosen
Ovale und viereckige

Stulpdeckeldosen

TELEFON

Sardinendosen

Bohnermassedosen

5393

Musterdosen für alle

1890

Zwecke

*

KONSERVENDOSSEN FÜR GEMÜSE, FISCH, FLEISCH, OBST BLECHDRUCKEREI

BLECHLACKIEREREI

Spezialität: Farbige Reklameplakate nach künstlerischen Entwürfen

Möbelfabrik H. Scheffler

DANZIG

Am Holzraum 3/4

Büroeinrichtungen

Einzelne Büromöbel

.. Polstermöbel ..

[516]

*

Wohnungseinrichtungen

.. Innenausbau ..

Bautischlerarbeiten

Fernruf. 614 und 5762

Gegründet 1876

WITT & SUENSEN

G. . M. . B. . H.

FABRIK UND GROSSHANDLUNG

LANDWIRTSCHAFTLICHER

MASCHINEN UND GERÄTE

EISENGIESSEREI

[472]

STOLP DANZIG
PLATENHOF-TIEGENHOF

M. FORELL & Co.

DANZIG, HEILIGE-GEIST-GASSE 14-16

Tel. 3270

Tel. 3270

Grosshandlung
für Kurzwaren, Besatzartikel
Trikotagen u. Strumpfwaren

[461]

Günstigste u. bequemste Einkaufsgelegenheit für den
Freistaat und Polen. Lagerbesuch stets lohnend, da
täglich Eingang von Neuheiten.

Max Lindenblatt

Feinkosthandlung

[842]

Danzig, Heilige-Geist-Gasse 131

Gegründet 1887

Telefon 1184

AMERICAN COTTON TRADING CORPORATION

G. m. b. H.

Roh-Baumwolle

Danzig
Tel. 3265

Elisabethwall 9
Tel.-Adr.: „Cotton“

„ELASTO“-LACKE

der
Danziger Lack- u. Farbenwerke A.-G.
DANZIG-LANGFUHR, Friedensschluß

839] TELEPHON: — Waggon: —
Nummer 41698 Anschlußgleis Lackfabrik Telegramme:
FARBENWERKE

S P E Z I A L I T Ä T E N :
Kutschenlacke, Schleiflacke, weiße sowie bunte Emailleien,
Rostschutzfarben, Ölfarben, Spachtel und Sikkative.

Bureau für Zeitungsausschnitte S. Gerstmanns Verlag, Berlin W10, Lützowufer 5

Lieferung von allen Ausschnitten und Abbildungen im Abonnement für jedes gewünschte Interessengebiet. Besonders reichhaltiges Nachrichtenmaterial in den Abteilungen

Kunst / Wissenschaft / Literatur / Politik / Volkswirtschaft / Technik u. Sport.
Bestes und billigster Informationsdienst für alle Berufs- und Erwerbsstände.
Erspart die Kontrolle
von Hunderten von Zeitungen und Zeitschriften des In- und Auslandes.

August Momber

G. m. b. H.

Gegründ.
1836

Danzig, Dominikswall 9-10

Fernspr. 1
123

Spezialhaus für Wohnungs-Ausstattung

Teppiche : Klubmöbel

Gardinen : Innendekorationen

Betteinrichtungen : Leinenwaren

[465]

Einziges Spezialhaus am Platze

Königl. priv. Marienapotheke

in DANZIG

Heiligegeistgasse 25, Ecke Ziegengasse

CONRAD KRAUSE

Fernsprecher: 3049 Fernsprecher: 3049

*Laboratorium für
Harnuntersuchung*

*

Medizinalwein

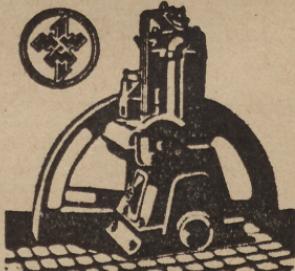
*

Medizin. Seifen

*

Mineralwasser

[505]



Kompressorlose Dieselmotore

**Motoren-Werke
Mannheim A.-G.**

vorm. Benz

Abt.: Stat. Motorenbau

Verkaufsbureau

DANZIG,

419] Pfefferstadt 71
Telefon 885

STEINWARTZ & CZECHOWSKI

vorm. Franz Werner

Maßgeschäft
für elegante Herren- u.
Damen-Kleidung
Pelze

336]

* Niedrige Preise *

Danzig, Große Wollwebergasse 13

Gegründet 1879

Fernspr. 1150

348]

Paul Radtke

Pelzwaren-Mode-Haus

Gr. Wollwebergasse 11 Danzig (Parterre und 1. Etage)

Telefon 1914

* Pelzwaren *

von den einfachsten bis zu den elegantesten zu Fabrikpreisen.

Fischer & Nickel

Danzig * Stettin * Elbing * Tilsit

Treibriemen / Techn.
Gummi- und Asbest-
Fabrikate / Armaturen
Mineral-Ole [476]

Beziehen Sie sich bei allen Anfragen
auf die „Ostdeutschen Monatshefte“!

Adler-Apotheke

499]



OLIVA

Am Schloßgarten 12

Telephon Nr. 69



H. Geißler



CARL FIERKE

Gegründet 1894

OLIVA

Danziger Str. 10-11

Fernsprecher 56

296]



HOLZ- UND KOHLEN-HANDLUNG

BAU- MATERIALIEN

 Fuhrwerks-
 Wage am Platze 



[509]

Hoflieferant

Eduard Müller

DANZIG

Melzergasse 17
und Lastadie 36A und B

*

Engros- und Export-

Fischhandlung,

Räucherei

und Konserven - Fabrik

Telegr.-Adr.: Fischmüller-Danzig



Walter Frommann

Fleischermelster

Oliva, Markt 2

— TELEFON 5 —



277]

**Feinste
Fleisch-, Wurst-
und Aufschnitt-
waren**



BODENSTEIN & MIEHLKE

TELEFON 1646 u. 2191 **DANZIG** HUNDEGASSE 48-49

**GRAPHISCHE KUNSTANSTALT
BUCH-UND STEINDRUCKEREI**

AKTIEN-WERTPAPIERE-NOTGELD
ETIKETTEN U. PACKUNGEN IN MASSENAUFLAGEN
PLAKATE, DRUCKSACHEN ALLER ART

Parksäle

**Langfuhr, Hauptstr. 142
am Uphagenpark**

Telefon

♦ **Vornehmes Familienlokal** ♦

Festsäle

**Vereinszimmer
für alle Veranstaltungen**

Eigene Konditorei

„Ich helfe Dir“ * „Für die Familie“ „Nach der Arbeit“ * „Sport und Gesundheit“

Mode-, Roman- u. Sportzeitschriften der
guten Familie mit KOSTENLOSEM VER-
SICHERUNGSSCHUTZ der Angehörigen

Preis des Wochenheftes einschließlich Versicherung 50 Pfennig

[329]

Gen.-Vertrieb für Freistaat Danzig, Pommern, Krs. Marienburg u. Marienwerder

EDUARD WESTPHAL
DANZIG, ELISABETHWALL 9

Danzigs größtes Tuch-Haus

Schmiedegasse 13/14, 1 (Ecke Holzmarkt) und
Elisabethwall 8 (gegenüber d. Generalkommando)

[830]

Die bekannteste und leistungs-
fähigste Bezugsquelle in
deutschen und englischen

Herren- u. Damenstoffen

Tuch-Export-Haus Arthur Lange